Die

politische Literatur

der Deutschen

im

achtzehnten Jahrhundert.

Herausgegeben von

Martin v. Geismar.

III.

Deutsche Zustände in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und der Feldzug in die Champagne nach den Schilderungen eines sujet perdu.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1847.

Vorrede.

Die zerfahrenden Zustände des vorigen Jahrhunderts konnten entweder nur bescheidene moralische Lumpe bilden, oder einen Goethe, der sich aus dem allgemeinen Verfall in die selbsteigen abgerundete Vollendetheit rettete.

Ich theile hier Schilderungen mit, aus der Selbstbiographie eines Mannes von der erstern Art, Friedrich C. Laukhard's, zusammengelesen.

Laukhard, der sich im Gegensatz zu der in der Zeit herrschenden Zwecklosigkeit nicht selber einen Zweck schaffen konnte, gerieth in ein Vagabondenleben, in ein lüderliches Herumtreiben, wo weder den Ausschweifungen durch eine erhobenere Lebensrichtung Einhalt gethan, noch die Lüderlichkeiten in bedeutendern Schöpfungen und Beschäftigungen als unbedeutende und der Vergessenheit zu weihende Dinge erschienen. Ohne sich selbst für etwas Tüchtiges halten zu können, war Laukhard doch sich selber Hauptgegenstand seiner moralischen Betrachtung; hier mußten unbedeutende Fehler als ungeheuer, als Hemmniß für das ganze Leben erscheinen, Ausschweifung und Katzenjammer mußten abwechseln, kurz Laukhard mußte ein Lump werden, der aus seinem kleinen jammernden Herzenskreise nicht heraus kann und doch diesen Kreis für so nichtig und unwerth halten muß. Dabei hat er aber auch die lumpigen Verhältnisse um ihn recht gut beobachtet; ihre Schilderung wird den Leser interessiren.

Laukhard ist im Jahre 1758, zu Wendelsheim, einem Orte der Unterpfalz, der zu der Grafschaft Grehweiler gehörte, als Sohn eines lutherischen Pfarrers, geboren. Nachdem er in Gelehrsamkeit den Un-

terricht seines Vaters, im Trinken den seiner Tante, in Gemeinheit den des Knechtes und der Magd genossen, kam er auf anderthalb Jahr in eine Art Erziehungsinstitut, welches der Inspektor Kratz in Dolgesheim errichtet hatte. Als junger Mensch von sechzehn Jahr bezog er die Universität Gießen, wo er bald ein tüchtiger Ordensbruder, Renommist und Pereatbringer wurde, aber auch die Studien nicht versäumte.

Auf kürzere oder längere Zeit hat Laukhard nach seinem Abgange von Gießen, da er bei stets sich zerschlagenden Aussichten auf eine Anstellung, ein Vagabondenleben begann, die meisten deutschen Universitäten besucht. Zuletzt ging er nach Halle, gab hier als Candidat Unterricht auf dem Pädagogium, promovirte dann zum Magister, hielt Vorlesungen, und wurde endlich in augenblicklicher Verlegenheit über eine kleine Schuldenlast Musketier in dem v. Thaddenschen Regimente.

Als solcher hat er im Jahre 1792 den Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich mitgemacht.

Ich nehme für's erste die Aufmerksamkeit des Lesers für Laukhard's Schilderungen des Schulwesens, des Professoren-, Studenten-, Philister-, Fürsten- und Volkslebens während der siebziger und achtziger Jahre und für seine Beobachtungen auf dem Feldzuge in die Champagne in Anspruch. Sie sind lehrreicher, als wenn ich theoretische Abhandlungen mittheilte. Vielleicht erlaubt mir die Gunst des Publikums, Laukhard in einem spätern Hefte als Abenteurer in Frankreich während der Jahre 1792 bis 1795 darzustellen.

Die ersten Theile seiner Lebensbeschreibung erschienen 1792 in Halle, die drei letzten 1795—1797 in Leipzig.

Martin v. Geismar.

Inhalt.

I. Deutsche Zustände in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Seite.

1) Ein Pädagogium 3
2) Die öffentlichen Schulen in der Pfalz 5
3) Das Waisenhaus in Halle 6

Universitäten.

1) Charakteristik der Universität Gießen 9
2) Die Universität Mainz 18
3) „ „ Göttingen 19
4) „ „ Heidelberg 21
5) Professoren in Erlangen 26
6) Die Straßburger Universität 28
7) Professoren in Halle 31
8) Professor Schnaubert in Jena . . . . —
9) Studenten und Philister auf deutschen Universitäten 34
10) Die Eulerkapperei in Gießen 48
11) Studentenrevolten 51
12) Die Generalstallung und das wüste Gesicht 57

Kirchliche Zustände.

1) Weimaraner Bildung 58
2) Pfälzer Pfarreien 60
3) Pfarrer Thiels, Homann und Hahn 61

Regierungen und Völker.

1) Der Graf von Grehweiler . . . . , . 63
2) Der Landgraf, Regierungsrath Stauch und Feldprobst Venator in Darmstadt 65
3) Hessenkassel 67

II. Der Feldzug in die Champagne.

Seite.
1) Die Emigranten 71
2) Kipper und Wipper 77
3) Einfall in Frankreich . . . . —
4) Longwy 79
5) Verdun 81
6) Das Drecklager . . . . —
7) La Lune 84
8) Begebenheiten nach der Kanonade bei Valmy . . . . —
9) Rückzug 87
10) Die Feldlazarethe 91

Erster Abschnitt.

Deutsche Zustände

in den

siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

I.

Schulen und Schullehrer.

1. Ein Pädagogium.

Der Inspektor Kratz in Dolgesheim hatte schon vor mehrern Jahren eine Art Erziehungsinstitut angelegt, und manche junge Leute so weit gebracht, daß sie die Universität beziehen konnten. Er war wirklich ein geschickter Mann im Latein und im Griechischen; er wußte viele Vocabeln, war stark in der Grammatik, und konnte ganze Reden des Cicero wörtlich hersagen: sonst war er steif orthodox. Als daher Herr Dr. Bahrdt in der Pfalz 1777 seine Komödie spielte, predigte er tapfer wider ihn los. Im Unterricht war er ein rechter Orbilius, der immer cum baculo et annulo dastand, und seinen Schülern das Zeug eingerbte. Seine Eleven waren meistentheils übelgezogene Jungen. Ich ward der Theilnehmer an allen ihren Vergnügungen, und bald die Seele der Gesellschaft. Kein Lumpenstreich wurde ausgeführt — Mosjeh Fritz war dabei, und nicht selten der Anführer. Unsern Lehrmeister, oder wie wir ihn nannten, Lehrprinzen, (Prinzipalen) schonten wir nicht, und schabernakten ihn, wo wir nur konnten. Ich muß doch so einen Streich erzählen.

Der Inspektor Kratz hatte einen Knecht Namens Hans. Diesen Kerl wollte der Inspektor zwingen, ein Privet im Garten auszuräumen. Der Knecht, welcher diese Arbeit unter seiner Würde hielt, wollte durchaus nicht, und als der Herr Inspektor ihm mit Schlägen drohte, versetzte er demselben einen solchen Stoß, daß er rücklings ins Privet fiel, und sich schrecklich besudelte. — Von diesem schmutzigen Handel mach-

ten wir eine Komödie, und führten sie mehrmalen auf: da kamen noch andere Personen dazu: eine Hexe, ein Jude, sogar der Teufel. Herr Kratz erfuhr endlich, daß er den Stoff zu einer Komödie seiner Schüler gab, und da regnete es nun Prügel mehr als zu viel. Drei Tage währte die Exekution, bis wir alle, wie man sagt, unser Fett reichlich bekommen hatten.

Die Bauern in Dolgesheim fürchteten sich ordentlich vor uns, denn es verging kein Tag, daß wir die Leute nicht geneckt oder sonst gehudelt hätten.

Ich wohnte bei dem Bruder meines Vaters, der sich in Dolgesheim aufhielt, und Kammersekretär bei dem Grafen von Leiningen-Gundersblum-Emmerich war. Dieser Graf hat sich nachher selbst erschossen. Mein Onkel hatte einen Sohn Jakob, welcher ebenso lustig lebte als ich, und es trotz mir, in der Schelmerei weit genug gebracht hatte. Meine Leser werden nun schon für sich selbst einsehen, daß meine Sitten in Dolgesheim eher verschlimmert, als verbessert wurden.

Im Latein kam ich freilich weiter. Ich lernte den Cellarius auswendig, und fing an, den Cornelius zu exponiren. Auch fing ich an, griechisch zu käuen. Aber der ganze Unterricht wollte mir nicht recht behagen; ich fühlte den Unterschied zwischen der Lehr- und Behandlungsart meines Vaters und der des Herrn Kratz. Jener war immer liebreich, fluchte und schalt nie; Herr Kratz war ganz anders. Der fluchte, wenn er tückisch war, wie ein Bootsknecht, und gab uns immer die garstigsten Zunamen: Flegel, Esel, Schlingel, Büffel, Ofenlochsgabel, Hache — waren die gewöhnlichen Titel, womit er uns begrüßte, und darauf pflegte eine derbe Prügelsuppe zu folgen. Selten war Herr Kratz freundlich. Konnte ein Schüler seine Vocabeln ohne Anstoß hersagen, so bestand der ganze Beifall in einem mürrischen hm, hm! fehlten aber einige Wörter, dann klang die Musik anders. Kurz, die Schulstunden waren allemal wie ein Fegefeuer, und doch durften wir sie bei schwerer Strafe nicht versäumen.

Herr Kratz hatte keine Kinder, und seine liebe Hälfte war ein wahres Konterfeit von der Hexe zu Endor. Es ist schwer, sich etwas abscheulichers vorzustellen: ihr Schmutz ging über alle Beschreibung. Sie soll sogar einmal eine Reissuppe von einer Jüdin für einige Kreuzer gekauft haben, weil sie Trefe, d. i. unrein, und folgich ungenießbar für Juden geworden war. Der Inspektor liebte seine Frau nicht; wen befremdet es, daß der Mangel an ehelicher Liebe die Liebe gegen Andere nicht verfeinerte, nicht

erhöhte. — Er lebte für sich, er war für sich auf seiner Stube, wo er seine Buben — so nannte er die Schüler — unterrichtete, seine Tauben fütterte, und in seinen Büchern herumblätterte: übrigens ließ er's gehen, wie es ging, und die ganze Wirthschaft hing von der Frau Inspektorin ab.

Ich hatte ohngefähr anderthalb Jahr in Dolgesheim zugebracht, als mich mein Vater zurückholte. Ein Baugefangener, der nach zehn Jahren saurer Festungsarbeit, wieder frei wird, kann nicht froher sein, als ich es war, da es hieß — es ging nach Hause.

2. Die öffentlichen Schulen in der Pfalz.

Mein Vater würde mich jetzt auf eine öffentliche Schule geschickt haben, wenn ihn nicht die elende Beschaffenheit der Pfälzischen Schulen daran gehindert hätte. Da die drei Hauptpartheien der Christen in der Pfalz beinahe gleiche Rechte prätendiren — obgleich die Katholiken, als die herrschende Kirche, alle Arten der gröbsten Intoleranz mit aller möglichen Insolenz gegen die andern Religionsverwandten ausüben — so haben auch Lutheraner, Reformirte und Katholiken in jeder Pfälzischen Stadt ihre Schulen; aber die sehen auch aus, daß es ein Greuel ist! Zur Zeit der Jesuiten gab es noch einige bessere katholische Schulen; jedoch nur wenige. Die andern sind von jeher das rechte Gegentheil eines vernünftigen Unterrichts gewesen.

Für die katholische Jugend ist Meisters Canisius Katechismus mit Pater Mathäus Vogels Erläuterungen das Orakel der Religion. Das Latein lernt man aus Emanuel Alvari's trefflichem Rudimente, und aus einigen verstümmelten Autoren. Die Geschichte wird aus einem Lehrbuche vorgetragen, wo auf der einen Seite im abgeschmacktesten Latein und auf der andern im fürchterlichsten Deutsch die Begebenheiten nach wahren jesuitischen Grundsätzen, mit einer Menge Fabeln und Verdrehungen erzählt sind. Ganz früh sucht man den zarten Gemüthern allen nur möglichen Haß gegen Ketzer, und recht regen Abscheu gegen Neuerungen, profane Literatur, Lesung protestantischer Bücher u. s. w., einzutrichtern. Kommt daher so ein Mensch aus einer Pfälzischen katholischen Schule; so ist er kraß, wie ein Hornochse, und unwissend in allen nöthigen Kenntnissen; spricht aber doch Latein. Aber was für Latein? Solches: Ex mandato Domini Ballivii vestra dominatio hodie vel cras tenetur, extradere pecuniam, quam apud illam deposuit Dominus N. Ex post videbimus u. s. w. Das ist pfälzisch-katholisches Latein!

Die Pfälzischen lutherischen und reformirten Schulen sind noch

zehnmal elender! Da dociren nicht einmal Leute, die ein Bißel Latein verstünden, und daher kommt es, daß die Schüler, wenn sie die Universität beziehen sollen, weder den Cornelius übersetzen, noch ein griechisches Verbum analysiren können. Ein mir bekannter Schaffner Namens Job, gab einmal dem Rektor Paniel in Kreuznach folgende deutsche Redensart ins Latein zu übersetzen auf, wozu er ihm die Vocabeln dictirte: „ich zweifle nicht, du werdest deiner Pflicht Genüge thun." Herr Paniel, ohne sich lange zu besinnen, übersetzte frisch weg: non dubito, quin sat acturus fis officio tuo. Wenn ein Rektor so ein Schächer in der Grammatik ist, was kann aus den Schülern werden?

Die Schulmeister ahmen überhaupt im Pfälzischen ihren Herrn Pfarrern nach, legen sich auf die faule Seite und aufs Saufen; sehr wenige treiben etwas Musik und Rechenkunst; andere Wissenschaften und Kenntnisse sind ihnen Böhmische Dörfer.

3. Das Waisenhaus in Halle *).

Herr Freilingshausen hatte mir die ordinäre Präparanz auf dem Werke — so nannten die Studenten das Waisenhaus — gegeben, und Herr Professor Rebe forderte jetzt, daß ich seinen sogenannten katechetischen Vorlesungen über den alten Schmöcher des ehemaligen Prof. Joh. Jakob Rambachs, beiwohnen sollte. Gleich in der ersten Stunde hatte ich aber an diesen Vorlesungen so satt, daß ich sehr ungern weiter hinging. Das abgeschmackte Kompendium: „Wohlunterrichteter Katechet," und noch mehr, die angestellten Uebungen mit Studenten und deutschen Schülern, machten mir diese Lectionen gar zum Ekel. Allein ich mußte mich fügen.

Während dieses Kollegiums trug mir einer meiner Bekannten auf, einige Tage in seiner Abwesenheit für ihn in der ersten Mädchenklasse zu vikariren, oder statt seiner das Kompendium über die Dogmatik von Anastasius Freilingshausen, dem Vater des damaligen Direktors, zu erklären. Ich ging ohne Vorbereitung in die Klasse und fand, daß ich den Kindern ein Stück aus dem lieblichen Artikel von der Rechtfertigung vortragen sollte. Ich war lange mit den Fratzen bekannt, welche die Theologen, seit Augustins und besonders seit Anselmus Zeiten, über diesen Artikel verbreitet hatten, und nahm mir vor, meinen Unterricht auf folgende Sätze einzuschränken: der Christ wird durch die Religion Jesu,

*) Wo Laukhard als Canditat Unterricht gab.

d. h. durch die Befolgung seiner Sittenlehre, gerecht und selig. Christus hat sich auf mehr als eine Art um das Juden- und Menschengeschlecht verdient gemacht; sein vornehmstes Verdienst aber besteht darin, daß er den Willen seines und unsers himmlischen Vaters besser als sonst irgend ein Prophet, geoffenbaret hat. Wer ihn also für einen göttlichen Propheten hält und alles glaubt und ausübt, was er gelehrt hat, ist ein gerechtfertigter Christ und wird selig.

Diese Sätze trug ich den Kindern vor. Ob sie selbige besser verstanden haben, als die abgeschmackten Lehren des Kompendiums, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Herr Pastor Rebeentweder selbst, oder sonst ein Jemand, welcher die heiligen Anstalten vor Ketzerei schützen wollte, gehorcht hatte. Denn gleich einige Tage nachher citirte mich Herr Rebe und befragte mich in merklich rauhem Ton über die Ketzereien, die ich mich erdreistet hätte, den Kindern zum Schaden ihrer Seelen vorzutragen. Sogleich erklärte er mir auch, daß ich des Tisches, den ich damals genoß, verlustig wäre. Nun war mirs freilich nicht so sehr um den Tisch zu thun, als um die Furcht, der Herr Dr. Semler, welchem ich empfohlen war und der sich meiner angelegentlichst angenommen hatte, möchte dies erfahren und böse werden; denn als ich diesem toleranten Manne meine freiern Meinungen in seinem Zimmer mittheilte, gab er mir den weisen Rath, ja auf dem Waisenhause nichts davon merken zu lassen. Daher lenkte ich jetzt bei Herrn Rebe ein und versprach, meine Gedanken über Rechtfertigung und Verdienst Christi schriftlich aufzusetzen und sie der Censur des hochwürdigen Herrn Pastors vorzulegen. Das that ich auch in lateinischer Sprache, aber so unbestimmt und so zweideutig, daß der arme Rebe gewiß selbst nicht wußte, was er aus meinem Aufsatz machen sollte.

Ich ging darauf zum Direktor, erzählte ihm den Vorfall und bat: er möchte mir, im Fall er meiner sich ferner bedienen wollte, eine Stunde auf der lateinischen Schule anweisen. Das Kollegium über Rambach sei für mich eine arge Pönitenz. Freilingshausen lächelte, und einige Tage hernach erhielt ich die dritte griechische und zweite hebräische Klasse.

In der dritten griechischen Klasse las man damals noch, nach der gewöhnlichen Unart, nichts als das Neue Testament, ein Buch, daß sich eben so gut zum Griechisch-Lernen schickt, als das Breviarium oder Missale Romanum zum Latein-Lernen. Ich bat meine mir gewiß sehr ergebenen Schüler, doch die vom Herrn Prof. Schulze herausgegebenen Selecta Capita sich anzuschaffen, welche wir statt der Episteln St. Pauli

lesen wollten. Die Schüler folgten meinem Rath und so war ich der erste, welcher es wagte, in graeca tertia auf dem Waisenhause zu Halle, etwas anders zu lesen, als das so dunkel und altmodisch geschriebene Buch, Neues Testament genannt.

Im Hebräischen fand ich meine Schüler in den ersten Grundregeln der Grammatik versäumt, und doch sollte ich ihnen die Psalmen, ein an tausend Stellen korruptes, schweres Buch vorerklären. Ich ermahnte sie, mir zu folgen und Grammatik zu treiben. Auch hierin fand ich folgsame Jünglinge, die sichs gefallen ließen, daß ich ihnen die einfachsten Regeln vordemonstrirte, welche sonst schon ein Anfänger wissen muß.

Ein Hauptfehler der damaligen Einrichtung auf dem Waisenhause war, daß die Inspektoren, den Herrn Feldhan ausgenommen, in Absicht der Schulwissenschaften sehr kleine Meister waren, um nichts schlimmeres zu sagen. Daher konnten sie unmöglich die Fähigkeiten der Lehrer prüfen; wer nur vor ihnen sich schmiegen konnte, erhielt eine Klasse, wie er sie verlangte; wer aber das nicht konnte, der mußte nehmen, was man ihm gab, und gefiel ihm das nicht, so konnte er wegbleiben. Als Herr Wald, jetzt Professor der Philosophie zu Königsberg, mein gewesener fidus Achates in Halle, ein in allem Betracht gelehrter Mann, sich mit dem Inspektor Schmidt entzweite, und deshalb die grobe Antwort erhielt: „Wenn's ihm nicht anstände, so könnte er sich packen, wohin er wollte," — ging er ab und hatte Recht dazu; denn er wußte gewiß mehr, als alle Herrn Inspektoren, selbst Herrn Feldhan nicht ausgenommen. Der Inspektor, welchem die Wahl der Lehrer anvertraut war, tröstete sich gleich über den Abgang des Herrn Walds und sagte: „Lehrer könne man genug haben, wenn man nur genug haben wollte! Wald habe ohnehin von Subordination nicht viel hören wollen."

Man muß wissen, daß die damaligen Herrn Inspektoren einen gewissen geistlichen Stolz besaßen, der freilich sich bloß in der Stupperücke gründete, aber eben deswegen, weil er ein so seichtes Fundament hatte, ganz unerträglich war. Ueberhaupt hätte ich gar viel an so mancher öffentlichen Schul-Anstalt, besonders in Rücksicht auf Erziehung zu tadeln; aber hier ist der Ort nicht dazu, und was würde es frommen? Genug, wer diese Schrift liest, den ermahne ich, durch Erfahrungen belehrt, sein Kind ja nicht auf zu große, schwer zu übersehende Schul- und Erziehungsanstalten zu schicken, wenn er nicht will, daß es Gefahr laufe, an Leib und Seele verdorben zu werden.

II.

Universitäten.

1. Charakteristik der Universität Gießen.

Die Universität Gießen hatte zu meiner Zeit sechszehn besoldete und etwa drei unbesoldete oder außerordentliche Lehrer.

Herr Kanzler Koch mag in meiner Schilderung derselben den Anfang machen.

Koch ist ein Jurist von Ansehen und nicht gemeinen Kenntnissen, wenn man ihm nämlich und seinen Schülern glauben will. Ich habe wohl wenig Männer gesehen, die die Kunst verstanden, ihre Kenntnisse so geltend zu machen, als dieser Herr Kanzler. Sein Ton ist im Kollegium und im gemeinen Gespräch so diktatorisch, so zuversichtlich, daß es scheint, er habe, gleich dem Vicegott zu Rom, alle Weisheit allein, und befinde sich im Besitz, im ausschließenden Besitz der ganzen juristischen Gelehrsamkeit. Es giebt aber andere Gelehrte, die ihm diesen Vorzug nicht lassen wollen. Herr Schott in Leipzig will in den Kochischen Schriften nichts als oberflächliche Kenntnisse und schales Räsonnement gefunden haben. Kochs Latein soll vollends gar nichts taugen; man soll sogar in seinem Jus Criminale grammatikalische Schnitzer finden. Dieses Buch hat, wie ein großer Jurist urtheilt, ich meine den Herrn Professor Woltär in Halle, mehr Glück gehabt, als es verdient. Dafür ist es aber jetzt aller Orten abgeschafft, und wird nur noch in Gießen von Herrn Koch zum Leitfaden seiner eigenen Vorlesungen gebraucht, vielleicht auch noch auf jenen Universitäten, wo man noch an Hexen glaubt, oder Ketzereien für ein Hauptverbrechen ausgiebt. Denn dieses lustige Buch enthält einen Artikel de Magia, und einen — de Haeresi.

Wie stolz Herr Koch auf seine Kanzlerwürde halte, erhellet daraus, daß er auch im Französischen den Titel Excellence fordert, Herr Chastel, französischer Sprachmeister zu Gießen, dedicirte ihm im Jahre 1778 eine Sammlung prosaischer Aufsätze zum Gebrauch der Anfänger. In der Dedikation hieß es: dedié tres humblement à Monsieur Koch u. s. w. Herr Koch nahm diesen Titel schrecklich übel, und Herr Chastel mußte, um ihn zu befriedigen, hinzusetzen: à son Excellence, Monsieur Koch. Jeder Kenner der französischen Sprache, der den Gebrauch des

Wortes Excellence im Französischen wußte — in Deutschland kann ihn Niemand führen, nach Richelet und de la Laine, als wer auch den Titel Monseigneur führen kann — lachte freilich über die läppische Titulatur; aber der Herr Kanzler Koch hieß doch einmal son Excellence Monsieur Koch, und damit war es gut.

In Gießen fürchtet sich Jedermann vor dem Herrn Koch; was er auf dem akademischen Senate spricht, muß gelten, und wenn Rektor und alle Professoren anderer Meinung wären. Wer daher den Herrn Koch zum Freunde hat, darf thun, was er will, kein Haar darf ihm gekrümmt werden. Er ist eben darum fürchterlich stolz, gebieterisch und grob gegen die Studenten, welche er, wenigstens zu meiner Zeit, wie Schulknaben behandelte. Dabei macht er ein Gesicht — wie ein fürstlicher Befehl. Eben so despotisch verfährt er in seinem Hause. Zu meiner Zeit bewohnte es sein Schwager, ein alter Kandidat der Rechte, Herr Rolle, dem es aber stark an der secunda Petri *) fehlte. Dieser Mann durfte nicht mit an seinem Tische essen, obgleich Herr Koch sein ganzes Vermögen in Händen hatte. Freund Rolle hat nicht selten über die Härte und den übertriebenen Stolz seines Herrn Schwagers geklagt.

Mit den übrigen Professoren hat Herr Koch wenig Umgang. Die Juristen sind ihm besonders ein Dorn im Auge, so bald sie etwas mehr verstehen, als Heineccii Institutionen. Der Regierungs-Rath Höpfner lehrte zu meiner Zeit mit vielem Beifall die Rechte in Gießen. Er war ein Mann, der nicht nur den Leyser, sondern auch jene ältern Restauratoren der Juristerei, einen Alciatus, Augustinus und Cujacius fleißig studirt hatte — der in der alten Litteratur zu Hause war, und ächtes Latein schrieb. Das war hinlänglich, daß Herr Koch den guten Herrn Höpfner fürchterlich haßte und neckte. Herr Höpfner nahm hernach eine Stelle in Darmstadt an, blos um aus Kochs Collegenschaft zu kommen.

Jeder Gießer weiß, wie Herr Koch in Gegenwart der Frauenzimmer sich beträgt. Auf der Doktorpromotion des Herrn Lobsteins, der jetzt Professor in Strasburg ist, riß Freund Koch vor der Frau Doktorin solche Zoten, daß diese aufstand und fortging. Herr Koch entschuldigte sich ganz kurz mit dem bekannten Weidspruch: naturalia non sunt turpia! Uebrigens habe ich nicht selten gefunden, daß viele sonst ange-

*) An der Beurtheilungskraft. Dies Sprichwort kommt daher, daß Petrus Ramus im zweiten Theil seiner Logik De Judicio handelt.

sehene große Gelehrte auch große Zotenreißer waren —, welches doch wohl Herr Schmid nicht leugnen wird?

Dieser Herr Schmid mag nun vorrücken! Er war vorher Professor in Leipzig, und wurde nach Gießen berufen — durch welchen Canal? weiß ich nicht. Er ist eigentlich von Profession ein Jurist; hat aber auch die schönen Wissenschaften begrüßt, und daher ein sehr feines Weibchen geheirathet — die Schwester des Professors Schulz.

Herr Schmid hat das mit Herrn Koch gemein, daß er sich für einen Matador unter den deutschen Gelehrten hält. Was Wunder, daß er sich in alle Wissenschaften gemischt, aber auch von den Recensenten derbe Hiebe bekommen hat — nach dem Sprichwort: lascivienti ferula puero! Er ist auch der Redakteur des Leipziger Musenalmanachs, des fadesten Zeugs der ganzen poetischen Leserei, gewesen, welcher eben seinem Geschmack wenig Ehre gemacht hat. Ich erinnere mich, daß Herr Deiner in Frankfurt der dortigen gelehrten Zeitung einst ein Epigram einverleibte, aus welchem ich einige Verse zur Curiosität behalten habe. Hier sind sie.

,,Herr Schmid in Gießen bestach die Diener der trefflichsten Dichter:
,,Gebt mir, so sprach unser Schmid zu Leuten von diesem Gelichter,
,,Was eure Herren insgesammt
,,Zur Straf auf heimliche Gemächer verdammt!
,,Die Schurken ließen sich bestechen — — —
,,Und so entstund denn nach und nach
,,Der Leipziger Musenalmanach.

In Gießen hieß man ihn, als ich mich da aufhielt, den Reimenschmid. Wirklich war auch nichts trauriger, als Herrn Schmids Gedichte. Seine Trinklieder klangen, wie seine Trauergedichte, erbärmlich, — alles nach der Melodie: ich liebte nur Ismenen. Er verfertigte einmal ein Gedicht auf die Vermählung des Erbprinzen von Darmstadt für die Handwerker in Gießen; das Ding war so tiefsinnig gelehrt, daß es kein Mensch verstehen konnte.

Zu meiner Zeit las Herr Schmid folgende Collegia, und zwar alle publice, damit er nur Zuhörer bekam: über Heineccii fundamenta stili — über Peter Müllers Bücherkenntniß — über Ovidii fastos, über Gatterers Universalhistorie — über Sulzers Encyklopädie. Nicht selten verließen ihn seine Gratis-Zuhörer mitten im halben Jahr, und er hatte sodann Muße genug, Leipziger Musenalmanache zusammen zu tragen.

Herr Schulz war zu meiner Zeit Professor der orientalischen

Sprachen und Extraordinarius bei der theologischen Fakultät. Das ist so ein Mann Kelebh Adonai, *) wie David. Er wollte zu D. Bahrdts Zeiten auch sein Schärflein zur Aufklärung beitragen, und fing an, etwas freier über das System zu räsonniren. Nachdem er aber inne ward, daß dergleichen Heterodoxien dem Landgrafen nicht lieb wären, so lenkte er ein, und betete die Konkordienformel eben so wieder nach, wie sein Schwiegervater, der alte Doktor Benner. Der verstorbene Ritter Michaelis hat von Schulzens Gelehrsamkeit eben nicht sehr vortheilhaft geurtheilt, ob er gleich sein Schüler gewesen war.

Sonst ist Herr Schulz ein reicher Mann, dabei aber auch so geizig, daß er auf Pfänder geliehen hat. Ich weiß es noch, daß der Tambour Hofmann — ich muß doch die Leute nennen, die man sogleich in Gießen fragen kann — oft Kleider, Schnallen, Uhren, Pfeifenköpfe u. d. gl. hintrug, und bei dem Herrn Professor versetzte. Einst geschah eine wahre Schnurre. Die Studenten hatten eine maskirte Schlittenfahrt, die sonst in Gießen sehr gemein waren, und es vielleicht noch sind. Einer davon war als Jude maskirt, saß zu Pferde, und hatte alte Kleider, Hosen, Hemden u. d. gl. bei sich. Herr Schulz war am Fenster; der verkappte Jude ritt hin zu ihm, und fragte, ob er nichts zu schachern hätte? Der Herr Professor antwortete, nein. Der Jude bot ihm darauf seinen ganzen Trödel zum Versatz an, und versprach ihm dreißig Procent. Herr Schulz schmiß das Fenster zu, und die Zuschauer lachten. Weiter ward nichts daraus.

Nun dann Herr Bechtold!

Als Gelehrter, sagt Herr Bahrdt im Ketzeralmanach, ist Bechtold unter aller Kritik. Dieses Urtheil ist so wahr, daß selbst die Gießer Füchse sich über ihn lustig gemacht haben. Die Beinamen, die er in Gießen hatte, Quodammodarius, Grundsuppenschwabe, und mehrere dergleichen, sind hiervon Beweis genug. Wegen des letzten Namens dient folgendes zur Erläuterung. Er las ein Collegium über die dogmatischen Beweisstellen; dieses Collegium nannte er fundamentale biblicum; die Studenten aber hießen es, seines seltenen elenden Lateins wegen, fundamentalitium biblicanum, die dictas classicas, das Grundfundament, und endlich gar die Grundsuppe. Daher der Grundsuppenschwabe. Wäre Bechtold nicht Ephorus der Stipendiaten gewesen, er

*) Nach dem Herzen Gottes, d. i. wie es schon ein alter Rabbine erklärt hat: ein Mantelträger.

hätte nie einen Zuhörer bekommen: Niemand besuchte seine über allen. Glauben erbärmlichen Vorlesungen, als Stipendiaten, oder solche, die es werden wollten. Die Bedauerungswürdigen! — Seine Orthodoxie war ehedem sehr stark. Aber jetzt ist Freund Bechtold von seiner theologischen Düsterheit zurückgekommen, und wundert sich, daß er sonst so einen vernebelten Kopf hat haben können Er räsonnirt, wie ich vor einigen Jahren bei meiner Durchreise zu Gießen gehört habe, über die heiligen Dogmen sehr hörbar, und lacht über das alte System — das klügste, was er auch thun kann, wenigstens zehnmal klüger, als über das neue System rosenkreuzerisch zu lamentiren.

Professor Lobstein war ein Mann von einiger Gelehrsamkeit; er hatte in Straßburg und Paris studirt, und sein Gedächtniß nicht übel angefüllt; sein Verstand war aber leider unkultivirt geblieben. Zu Straßburg hatte er sich den orthodoxen pietistischen Ton angewöhnt, der dort Mode war, und den wollte er nun auch in Gießen einführen. Er warf sich also zum unbefugten Sittenrichter der Studenten auf, und verdarb dadurch seinen ganzen Credit. Wenn er seine Lehrstunden anfing, so betete er allemal eine Viertelstunde, und wenn er sie endigte, so empfahl er seine Zuhörer in die allgewaltige Hand des Herrn, und ließ sie im Frieden Jesu gehen. Kam ein Student zu ihm, so fragte er ihn, ob er auch ein Regenitus vereque Conversus wäre? Dabei tobte und schimpfte er auf die Theologen und Heterodoxen, so wie auf die Bälle, Schlittenfahrten und den Kopfputz der Damen. In seinen Predigten war er über die Maßen abgeschmackt, und handelte lauter Fratzen ab, z. B. die Sünde in den heil. Geist, die Ewigkeit der Höllenstrafen, den thätigen Gehorsam Jesu, und dergleichen. Durch solches Betragen mußte nun Lobstein lächerlich werden; er ward es auch, und sein Hörsaal blieb leer.

Er hatte ein Collegium über den Jesaias angeschlagen, welches ich gern hören wollte, da ich wußte, daß der Mann im Hebräischen nicht übel zu Hause war. Ich besorgte also eine Anzahl von 16 Zuhörern, und Lobstein ward von dem Augenblick an mein Freund und Gönner. Seine ganze Bibliothek stand mir offen, und täglich hatte ich freien Zutritt zu ihm *).

---

*) Durch nichts kann man sich bei den Herrn Professoren mehr insinuiren, als wenn man für sie wirbt; das schmeichelt zugleich ihrem Ehrgeiz und ihrer Kasse.

Lobstein disputirte sehr oft mit mir, welches mir allemal ungelegen war; denn ich wollte ihn gern zum Unterricht und nicht zur Bekehrung gebrauchen; er sollte mich im Hebräischen weiter bringen, und wenigstens arabisch lesen lehren. Ich wich daher immer aus, wenn er ein Gespräch von der Bekehrung anfing, und führte eine Stelle an, die er erst erklären, das ist, nach die Grammatik durchgehen mußte.

Da er keine schlechten historischen Kenntnisse im Gedächtniß hatte, besonders in der Geschichte von Frankreich, so war sein Gespräch darüber unterhaltend und lehrreich.

Prof. Lobstein wollte gern Doktor der Theologie werden, und wählte mich zu seinem Respondenten. Ich hatte also die Ehre, daß mein Name auf einer Disputation gedruckt stand, und daß ich selbst mit den Herren Benner, Bechtold und Ouvrier disputiren konnte. Ich machte meine Sache ziemlich gut, und erhielt allgemeinen Beifall. Lobstein gab nach dieser Fehde einen kostspieligen Schmaus, worauf die ganze Gießer Noblesse zugegen war. Die Herren waren alle seelenlustig, ließen sichs wohl schmecken, und machten dem Herrn Doktor freundschaftliche Komplimente, und hatten doch den Schalk im Busen, zum Theil nämlich; denn schon hatte der damalige Prorektor Höpfner, und der Kanzler Koch, welche sich nun, um einen Dritten zu stürzen, versöhnt hatten, einen Bericht nach Pirmasens gemacht, und den Professor Lobstein als einen Mann geschildert, welcher der Universität Schande mache, und sich zum Lehrer durchaus nicht schicke.

Der Landgraf war Lobsteinen gewogen, und ließ die Sache liegen; allein die Gießer Herren, die den guten Mann aus vielen Gründen, und auch besonders deswegen haßten, weil er ein Ausländer, ein Strasburger, war, behelligten den Fürsten so lange, bis er ihn auf Butzbach versetzte. Lobstein arbeitete zwar aus allen Kräften dagegen, und supplicirte; aber es half einmal nichts; er mußte gegen den Herbst 1777 abziehen.

Gießen hat freilich an diesem Manne nichts, gar nichts verloren; denn er hatte wirklich keinen Beifall, und stiftete wenig Nutzen; aber doch hätte der Kanzler und der Prorektor nicht so heimlich zu Werke gehen, und die Lobsteinische Sache vielmehr der ganzen Universität und dem Kuratorium überlassen sollen. Lobstein ist vor einiger Zeit Professor in Strasburg geworden. Bei aller seiner Pietisterei und übertriebenen Orthodoxie hatte er doch das Glück, das schönste Mädchen in Gießen, die Tochter des Professors Diez, zur Frau zu bekommen. Man wird gemeiniglich finden, daß die Pietisten das hübsche

Frauenzimmer sehr gern haben. Das gehört so zum beschaulichen Leben! Liebte doch der Schwärmer und Polemiker Sanct Hieronymus auch hübsche Gesichter! —

Von Herrn Ouvrier einige Worte! Er war vorher Hofmeister oder Informator bei den fürstlichen Kindern in Darmstadt gewesen, und zur Dankbarkeit, aus Gnade nach Gießen als Professor der Theologie gesetzt worden. Er ist, als Gelehrter, gar keiner Rücksicht werth, hat auch nicht das geringste geschrieben, woraus man auch nur einen Schein von gelehrter Einsicht erzwingen könnte. Er las, als ich in Gießen war, über des Jenaischen Dr. Danovs Dogmatik; weil ihm das Latein dieses Buches zu hoch war — machte er manches quid pro quo. In der Frankfurter gelehrten Zeitung ist ihm einmal ein lateinisches Exercitium, dem er den Titel Programm gegeben hatte, häßlich korrigirt worden. Da gab es mehr als vierzig derbe Grammatikalien! Er ist überhaupt ein Mann, der sich zum Professor durchaus nicht schickt. Auf der Kanzel ist sein Vortrag elend, wie im Kollegium; daher ist seine Kirche und sein Auditorium gleich leer. Von seinem Charakter weiß ich nichts zu sagen; wer ihn zwar so sieht und hört, sollte ihn für einen schleichenden Jesuiten halten; aber davon muß ich ihn frei sprechen, denn zum Jesuiten fehlt ihm Alles. Sonst hört er gern Stadtmährchen, und erzählt dergleichen gern, wie alle Müssiggänger oder Kleingeister und Schadenfrohe. Er ist aber von daher in manche Klatscherei verwickelt worden, die ihm manche trübe Stunde gemacht hat.

Zu den Juristischen Professoren gehörten außer Koch und Höpfner noch die Herren Gatzert und Jaup. Herr Gatzert ist jetzt in Darmstadt, und Herr Jaup spielt gern l'hombre. Seine Schwestern zählte man zu meiner Zeit in die Zahl der Gießer Schönheiten.

In der medicinischen Facultät kannte ich nur den Bergrath Baumer, und den Professor Nebel. Letzterer war ein rechtschaffener Mann, der an keinen Kabalen der Universität Theil nahm, und ein guter Geburtshelfer. Baumer war ehemals Geistlicher gewesen; hatte aber aus guten Gründen die liebe Theologie mit der Medicin vertauscht, und in der letztern viel geleistet. Sonst war er ein Mann, der einen massiven Ton für deutsche Freimüthigkeit hielt.

Unter den Philosophen muß ich hier einen Mann nennen, der so viel und wohl noch mehr werth war, als die übrige ganze Universität, sowohl in Hinsicht der Gelehrsamkeit, als auch der Rechtschaffenheit und des Biedersinns. Dieser Mann war der verstorbene Professor Boehm. Wenig

Männer habe ich gekannt, die mit diesem trefflichen Manne zu verglei=chen wären. Ob er orthodox war, kann ich nicht sagen, wenigstens zog er in seinen Vorlesungen nicht selten auf die Theologen und Pfaffen os, lies sich aber weiter nichts merken. Daß Böhm eine gründliche Kenntniß, besonders in der Mathematik gehabt hat, beweisen seine Schriften; daß er der redlichste Mann gewesen sei, müssen alle gestehen, die ihn gekannt haben.

Der Professor Köster war vor Zeiten Pastor zu Wallertheim in der Pfalz, und hernach Prorector zu Weilburg. Ich muß gestehen, daß er viel historische Kenntniße besitzt, welches seine Schriften auch be=zeugen. Um nicht partheiisch zu scheinen, enthalte ich mich alles weitern Urtheils über ihn: er ist mein Vetter.

Die übrigen Herren Professoren der Philosophie, als Herr Kleve=sahl, Herr Link, Herr Piehl, wie auch Herr Doktor Snell, waren sammt und sonders trübselige Ignoranten, die sehr selten ein Kollegium zu Stande brachten, und gänzlich im Dunkeln vegetirten. Herr Link hatte arabisch buchstabiren gelernt, und fing an, über des Erpenius Grammatik ein Arabicum zu lesen. Da kam ein Student, welcher den Ritter Michaelis in Göttingen übers Arabische gehört hatte, und wider=sprach ihm öffentlich im Kollegium — und die arabische Lection hatte ein Ende. Link ist hernach Dorfpastor geworden.

Von den Medicinern will ich noch anmerken, daß innerhalb der drei Jahre, und drüber, die ich in Gießen verlebt habe, nur ein einziger Cadaver auf dem anatomischen Theater ist seeirt worden. Dergleichen herrliche Anstalten sind da getroffen, die Wissenschaften in Flor zu bringen!

Der Grund von der äußerst elenden Besetzung der Professorstellen — ich rede noch immer von der Zeit, als ich nach Gießen kam — ist nicht schwer zu entdecken. Die Professoren sind meistens Landeskinder, welche außer Gießen nicht studirt haben. Sie kennen also nur den hergebrachten Schlendrin der Gießer Universität, und da wird denn das Ding fortgesetzt, wie es von alten Zeiten her gewöhnlich war. Sel=ten wird ein Ausländer dahin berufen, oder wird es ja einer; so hat er seine liebe Noth. Die ehrlichen Männer Bahrdt, Kartheuser, Köster, selbst Koch und Signor Schmid, haben erfahren, was es heißt, in Gie=ßen Professor zu sein, ohne seinen Stammbaum von denen herleiten zu können, welche unter Philipp dem Großmüthigen der Reformation beigetreten sind.

Wenn es übrigens war ist, — wie dies nur ein Strohkopf, ein wahrer Duodammodarius leugnen kann, — daß ächtes Studium der Philologie, der Philosophie und der Geschichte die Grundfeste aller wahren Gelehrsamkeit ausmachen; so muß Jeder ohne mein Erinnern einsehen, daß in Gießen zu der Zeit, als ich mich daselbst aufhielt, blutwenig Gelehrsamkeit zu holen war. Der alte Böhm las zwar philosophische Kollegien, aber das war weiter nichts, als Wolffische Logik und Wolffische Metaphysik; über die übrigen Theile der Weltweisheit las kein Mensch, das Jus naturae ausgenommen, welches Herr Höpfner für Juristen erklärte nach Achenwall; die Geschichte der Philosophie, die Aesthetik und die zu diesen Wissenschaften gehörige Literatur, waren ganz unbekannte Dinge.

In der Philologie sah es noch scheußlicher aus. Herr Schmid docirte zwar einmal gratis, oder wie man sagt, publice, die fundamenta Styli, verstand aber selbst den lateinischen Styl so wenig, daß er alle Augenblicke wider die Grammatik verstieß, wenn er als Professor der Eloquenz eine lateinische Rede — vorm lateinisch Schreiben nahm er sich in Acht — halten mußte.

Eben dieser Herr Schmid erklärte auch dann und wann einen lateinischen Classiker; da war aber nichts von dem Geist, der in den Vorlesungen eines Heyne zu Göttingen oder eines Wolfs zu Halle sichtbar ist; da wurden die Anmerkungen Anderer, z. B. die des Barters und Geßners über den Horatz und Lubini notae—zum Juvenal geritten, daß es eine Art hatte. Wer den Barter hatte, konnte Herrn Schmids Lectionen gar wohl entbehren.

Ueber griechische Skribenten wurde vollends gar nicht gelesen, auch nicht über einen einzigen. Da hieß es, und es heißt vielleicht noch so in Gießen: graeca sunt: non leguntur. Der jetzige Professor Roos las damals, als Student, für sich den Homer und andere Griechen, und die Studenten sahen ihn als ein Monstrum der Gelehrsamkeit an. Eben so ging es mir, weil ich Xenophons Kyropädie und den Anakreon las. — Aber wer hätte auch damals griechische Autoren erklären sollen! Alle waren nicht weiter gekommen, als ans neue Testament: und da liest sichs nicht so leicht über griechische Skribenten.

In der Geschichte gings nicht viel besser. Herr Köster erbot sich zwar immer, über alle Theile der Geschichte zu lesen; aber selten konnte er einige Kollegia zu Stande bringen. Der Geschmack war einmal verdorben: wer seine Brodlectionen gehört hatte, fragte viel nach derlei

Nebensachen. Köster mußte sogar die Kirchengeschichte in einem halben Jahre endigen, wenn er Zuhörer haben wollte.

2. Die Universität Mainz.

Die Universität zu Mainz hat nie viel getaugt. Man giebt zwar vor, daß mehrere Protestanten daselbst studiren; aber das ist nicht wahr. Ich habe noch im verwichenen Sommer einen Studenten in Halle gesprochen, der von Mainz kam, und mich versicherte, es seien gar keine Protestanten da. Vor drei Jahren wollte ein Vetter von mir, Herr Vitriarius von Partenheim bei Mainz, der in Jena Medicin studirt hatte, daselbst Doktor werden: die medicinische Fakultät war es zufrieden; aber die Theologen, besonders Herr Hettersdorf und Freund Goldhagen, der Exjesuit, widersprachen: „Der Eid rede ja — gaben sie vor — von der immaculata conceptione S. Virginis, und den könne kein Protestant ablegen.'' So wurde denn Herr Vitriarius abgewiesen, und mußte in Gießen sich promoviren lassen. Das ist ein ganz neues Pröbchen von der sonst hochgelobten Mainzer Toleranz!

Der Jesuit oder Exjesuit Goldhagen ist quasi das Haupt der theologischen Fakultät.

Goldhagen hat nicht das einnehmende Wesen, das man sonst bei Jesuiten bemerkt, oder vielmehr bemerkt haben will; denn die ich gesehen habe, waren meist grobe ungeschliffene Menschen; und Goldhagen nichts anders. Er hat Gellerts Moral mit den Schlüssen der trientischen Synode zu vereinigen gesucht, und hat eine Ausgabe des neuen Testaments veranstaltet, wo er aus den Varianten, die Mill und Wetstein gesammelt haben, beweisen will, daß die Vulgata latina ächter sei, als der griechische Text. O sancta simplicitas! Er ist aber auch baß dafür ausgezischt worden!

Herr Hettersdof ist zwar, oder scheint wenigstens, nicht so intolerant zu sein, als Goldhagen: doch merkt mans ihm sehr an, daß er ein Schüler der Jesuiten ist, und blutwenig Weltkenntniß besitzt.

Uebrigens ist Mainz die Stadt gar nicht, wo eine Universität gedeihen könnte. Der Student, wenn etwas liberales aus ihm werden soll, muß einen gewissen Ton angeben, und sich an dem Orte, wo er ist, bemerkbar machen können.

In Mainz bemerkt man ihn ganz und gar nicht. Diese Stadt steckt voller Kaufleute, voll reichen Adels und voll vornehmer Geistlichkeit. Da herrscht Pracht und Ueppigkeit in vollem Maaße, und der

Student, der nicht mitmachen kann, gafft und staunt so eine hochwürdige Excellenz oder Gnaden an, und fühlt seine eigene Vernichtung so sehr, daß er sichs gar nicht einfallen läßt, selbst etwas vorzunehmen, um sich zu erheben. Nebenher sind die Professores, wie unter dem Zuchtmeister. Sagt einer etwas auf dem Katheder, das vielleicht dem oder jenem geistlichen Herrn mißfällt; wie ein Blitz ist die Sache beim Vikariat, und der Professor hat Spektakel. Die Geschichte des ehrlichen Isenbiehls, der sich an einer Stelle des Jesaias vergriff, d. i. sie anders auslegte, als sie Cornelius à Lapide oder sonst ein kontrakter Ausleger ausgelegt hatte, ist davon, nebst dem ehrlichen Molitor, ein derber Beweis. Der verstorbene Kurfürst schützte die Männer gegen die Kabalen der Pfaffen; aber der jetzige fand für gut, den Isenbiehl den 13. Dezember 1777 einzustecken, und sein Buch zu Rom von Pius den Sechsten verdammen zu lassen. Das ist erst in der That nur so genannte Aufklärung! Mit der Mainzer Toleranz sieht es nicht besser aus.

Im Niederolm, wo Herr Dorsch Amtsverwalter ist, wurde vor zehn Jahren eine neue Kirche für die dortigen Katholiken gebaut. Der Maurer, der den Bau im Verding hatte, nahm protestantische Gesellen dabei an. Das verdroß den Pfaffen und er forderte vom Maurer, daß er die ketzerischen Gesellen fortjagen sollte. Der Meister that das nicht, und Herr Dorsch, ein gescheuter Kopf, wollte sich auch vom Pfaffen nicht bewegen lassen, den Maurer zu einer solchen Abgeschmackheit zu zwingen. Was hatte der Pfaffe zu thun? — Er berichtete die Sache nach Mainz, und siehe da, es erschien der Befehl, daß der Maurer die protestantischen Gesellen vom Kirchenbau entfernen, oder selbst den Akkord aufgeben sollte. Nun wars alle! Die Gesellen mußten fort.

3. Göttingen.

Meine Leser werden es schon glauben, daß ich die Universität Göttingen mit ganz andern Augen angesehen habe, als die zu Gießen. In Göttingen lehrten damals schon viele berühmte Männer: ein Walch, Müller, Böhmer, Klaproth, Pütter, Selchow, Baldinger, Richter, Murray, Michaelis, Heyne, Feder, Lichtenberg, Kästner, Meister, Gatterer, Schlözer, und einige andere sehr gelehrte, verdienstvolle Männer. Quanta nomina! Und wie hervorstechend groß werden nicht erst diese Namen, wenn man zwischen ihnen und den Gießer-Professoren einen Vergleich anstellt! wenn man z. B. einen Walch mit Bechtolden oder

Duvrier, einen Böhmer, mit Kocher, einen Heyne mit Herrn Schmid vergleicht!

Wenn es wahr ist, daß das Ansehen und die Celebrität der Lehrer einen mächtigen Einfluß auf den Eifer und die Fortschritte der Schüler in den Wissenschaften hat, so versteht es sich von selbst, daß der Student in Göttingen nach Voraussetzung alles Uebrigen, weit fleißiger studiren, und sogleich weit mehr lernen muß, als der in Gießen, Heidelberg, Rinteln, oder sonst einem Orte, wo die großen Muster so selten sind. Und so ist es auch in der That, ob ich gleich herzlich gern gestehe, daß sehr viele unfleißige Studenten zu meiner Zeit auch in Göttingen waren.

Ich war an den seligen D. Walch empfohlen, welchen mein Vater in Jena genau gekannt, und seine Freundschaft genossen hatte. Walch war ein vortrefflicher Mann, sowohl von Seiten der Kenntnisse und Gelehrsamkeit, als in Ansehung des Biedersinns und der Redlichkeit. Man findet der Männer wenige, welche verdienen, mit einem Walch verglichen zu werden. Ich habe viel Gutes von ihm genossen; manchen Gefallen, manche Freundschaft hat er mir erwiesen, und mit manchen Kenntnissen hat er mich bereichert; dafür danke ich ihm noch jetzt. — Man weiß, daß Walchs Stärke in der Literatur und Geschichtskunde bestand; alles hierher gehörige hatte er gelesen, geprüft, und zur Verbesserung der historischen Vorstellungen und Begriffe nach seiner Art, sorgfältig benutzt. Einige Theile der Kirchengeschichte waren vor seiner Zeit noch ganz unbearbeitet; er bearbeitete sie zuerst.

Herr Leß war der Mann bei weitem nicht. Ich will ihm Gelehrsamkeit nicht absprechen; aber sein Ton, seine Thränen bei dem Vortrage der Moral haben mich nie gerührt, da ich hingegen, wenn Walch bei der Erzählung der Grausamkeiten des Dschingiskan, oder des Timurs weinte, gern mitgeweint hätte. Leß ist ein pietistisches Quodlibet, so recht nach den Umständen, und hat etwas an sich von dem Wesen der Betschwestern in Frankreich, die in der Jugend — nicht beten, und im Alter — die Religion als eine entschädigende Galanterie behandeln. Dafür hat man ihn aber auch tüchtig geschulmeistert — und das nach Verdienst — in dem Sendschreiben des jetzigen Thorschreibers zu G. vormaligen Kandidaten der Theologie — betreffend des Herrn D. Leß Entwurf eines philosophischen Kursus der christlichen Religion, im 10. Stück des Braunschweigischen Journ. 1791.

Müller war der beste Mann, ein wahrer Menschenfreund, der gern Alles that, um frohe Menschen zu machen.

Herr Meiners ist gewaltig gelehrt; er hat fast Alles gelesen, und das Gelesene ziemlich alle behalten; und doch lernt man aus seinen Vorlesungen gar wenig. Da er kein philosophischer Kopf ist, so wirft er Alles durcheinander, wie Kraut und Rüben.

Herr Pütter ist, wie Jedermann weiß, ein großer Publicist, und ein großer Kenner der vaterländischen Geschichte; in dieser Rücksicht verdient er alle Hochachtung. Daß aber Herr Pütter den frommen Andächtling, und den Hyperorthodoxen macht, und dabei immer, wie ein Milzsüchtiger, anderer Leute Sitten speculirt, kann nicht gefallen. Wie juristisch-positiv er sich den lieben Gott in Rücksicht auf das Wohl seiner vernünftigen Geschöpfe vormodle, zeigt sein „einziger Weg zur Glückseligkeit", den man aber in Göttingen nicht anders, als die Himmelspost benamte. Wenn Herr Pütter die Reichsgeschichte vorträgt; so hält er sich bei den wichtigsten Sachen nur kurz auf; hingegen bei D. Luthern und den Symbolen bringt er mehrere Wochen zu. Selten versäumt er eine Kirche, geht auch regelmässig zum Abendmahl, und betet ohne Unterlaß; beiher jagt er aber sein Gesinde über das kleinste Versehen fort, und läßt seinen frommen Stolz Jedermann empfinden, der zu ihm kommt: besonders soll er denen, welche Hülfe und Unterstützung bei ihm suchen, außerordentlich streng und grob begegnen. Das ist denn so der rechte Weg zur Glückseligkeit!

Der andere Mann, denn ich noch nennen will, ist der verstorbene Ritter Michaelis. Die großen Verdienste dieses Gelehrten um die morgenländische Literatur weisen ihm billig einen Platz unter den größten Männern seines Jahrhunderts an, und sichern seinen Namen vor jener Vergessenheit, welche auf so manchen wartet, der sich jetzt für ein Licht der Welt hält. Aber sein bis an Niederträchtigkeit gränzender Geitz, sein habe-rechtiges Wesen, und seine Verachtung aller andern Gelehrten neben sich, werfen ein sehr gehässiges Licht auf seinen Charakter.

4. Heidelberg,

Wenn sich eine Stadt in Deutschland zu einee Universität schickt, so ist's gewiß Heidelberg.

Sie liegt in einer der schönsten Gegenden; Alles ist wohlfeil da; und da weder Hof noch Regierung die Stadt verführerisch und brillant macht, auch wenig Soldaten da sind, so könnte der Student daselbst eine angemessene Rolle für sich spielen, und ceteris paribus den Zweck seiner

Ausbildung da weit wohlfeiler und ungestörter erreichen, als in Mainz, Halle oder Leipzig.

Vor Zeiten hat diese Universität große berühmte Männer unter ihre Lehrer gezählt; aber das achtzehnte Jahrhundert hat auch nicht einen Einzigen da aufkommen lassen.

Herr Succow lehrt aber doch jetzt in Heidelberg, und das soll ein gelehrter Chemikus sein. Ist es indeß wahr, daß er fleißig Gold laborire, so macht es seinen chemischen Einsichten eben nicht viel Ehre.

Die Universität besteht aus katholischen und reformirten Lehrern; doch hat die pfälzische Ketzerinquisition, welche am Hofe besonders mächtig ist, dafür gesorgt, daß die Statuten hintangesetzt, und beinahe alle Lehrstühle mit Rechtgläubigen besetzt sind.

So besteht die Juristenfacultät aus lauter Katholiken; die Medicinische hat nur einen Reformirten, den D. Nebel, und in der Philosophischen dociren nur wenige Protestanten, damals z. B. Herr Büttingshausen. Die Katholiken sind zwar keine Hexenmeister in den Wissenschaften; aber die Reformirten sind noch zehnmal elender; lauter homines obscuri nominis. Die katholischen Theologen sind Exjesuiten, und lehren die Theologie, wie mans von Exjesuiten erwarten kann. Sonst hält ein gewisser Exjesuit, Signor Bissing, ein Dickwanst, dem das Feist beinahe die Augen zudrückt, und der in gar keiner Verbindung mit der Universität steht, dann und wann Vorlesungen über die Kunst Beicht zu sitzen, gerade, als wenn die andern Herren diese große Kunst nicht auch genug dociren könnten.

Die reformirten Theologen sind besonders Herr Mieg, Herr Hebdäus und Herr Wund. Ersterer war sonst Inspector in Kreuznach; er hat ganz und gar keine literarischen Kenntnisse, versteht weder hebräisch noch griechisch, so daß er, wenn er ja einmal einen hebräischen Spruch anführen will, ihn erst mit Mühe buchstabirt, und das Buchstabirte hernach mit lateinischen Lettern aufschreibt, und auf dem Katheder abliest. Uebrigens gehört Herr Wund zu denen, welche doch nicht kraß sein wollen, und daher, da sie selbst nicht Kenntnisse genug haben, um den Ungrund des kraßen Systems einzusehen, sich an neuere Bücher machen, und ihren Katechismus utcunque reformiren. Aber auch dieses ist für Heidelberg schon genug; denn da florirt der Ursinische Katechismus neben den Schlüssen der Dortrechter Synode so schön, wie immer in Holland. Herr Wund schätzt die Schriften des berühmten Steinbarts, und was er auf dem Katheder Gutes sagt, ist aus Steinbarts Glückselig-

keitslehre. Er hat endlich auch einmal ein gescheides Kompendium eingeführt, nämlich das von Mursinna, worüber aber die Herren Kirchenräthe nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben, weil Herr Mursinna alles Disputiren über das decretum absolutum für Spiegelfechterei und theologischen Aberſinn ausgiebt. — Da man eine deutsche Uebersetzung dieses Kompendiums hat; so haben die Universitätsbuchhändler zu Heidelberg, die Herren Pfähler, auch nicht Ein lateinisches Exemplar verkaufen können. O des lieben Lateins!

Doktor Heddeus ist ein finstrer, störriger Orthodoxe, ein ächter Anhänger der Synode von Dortrecht, der euch die Meinung der Supralapsarier vertheidiget, wie einst Meister Gomarus, und der den Heidelberger Katechismus für inspirirt hält. Er liest noch jetzt 1792 über das Kompendium Picteti. Wie doch der Mann muß studirt haben, daß er noch ein solch finsteres, und nach unsern Zeiten abgeschmacktes Lehrbuch zum Leitfaden gebrauchen kann! Deswegen lebt er aber auch mit seinem Kollegen, dem Herrn Wund in steter Feindschaft, welche sich durch niederträchtige Klatschereien Luft macht. Sonst hat er einige Sprachkenntnisse, d. i. er kann Jakob Altings hebräische Grammatik auswendig, kann die Bibel durch Hülfe eines Wörterbuchs von Wort zu Wort übersetzen, und schreibt Latein ohne grobe Schnitzer, welches in Heidelberg schon für gar mächtige Philologie angesehen wird. Deswegen spottet er bei jeder Gelegenheit auf den Professor Wund, welchem er den Namen eines deutschen Michels giebt.

Von Heddeus Toleranz vernehme man folgendes Pröbchen. Einer meiner Freunde, der damalige Vikarius zu Gundersblum, Herr Simon, hatte ein Geschäft in Heidelberg, zu dessen Ausführung ihm der reformirte Inspektor zu Oppenheim ein Empfehlungsschreiben an den Ehrenmann Heddeus mitgab. Simon bestellte seine Kommission, und Heddeus war sehr freundlich, so freundlich, daß er ihn zum Mittagsessen einlud. Herr Simon nahm die Einladung an, und kurz vor Tische ward Freund Heddeus erst inne, daß sein Gast ein lutherischer Vikarius sei! Da pochte ihm sein orthodoxes Herz, er verlor die Sprache, und nachdem er oft gegähnt, und 200 Prisen Tabak genommen hatte, versicherte er Herrn Simon, daß er Geschäfte hätte, und ihn unmöglich bewirthen könnte. Simon, ein Pfiffikus, versetzte: daß wenn Sr. Hochwürden zu thun hätten, so wollte er sich an der Gesellschaft der Jungfer Muhme begnügen, welche damals der Herr Doktor bei sich hatte. Gesagt, gethan! Heddeus mußte nachgeben, und Simon blieb.

Der Doktor entfernte sich unter dem Vorgeben, daß er, ich weiß nicht, bei wem den übrigen Tag zubringen müßte. Ueber Tische verschnappte sich aber Mamsel Muhme und verrieth, daß ihr Herr Vetter auf seiner Stube sei. Ei, fragte der Vikarius, warum speist denn der Herr Vetter nicht mit uns? Je nun, erwiderte das Mühmchen, ohne zu überlegen, was sie sagte, weil Sie eben lutherisch sind: der Herr Vetter kann einmal die Lutheraner nicht leiden.

Der Prof. Buttinghausen las historische Sachen; aber da er wenig wußte und Alles durcheinander vortrug, so glichen seine Lectionen einem Quodlibet. Er ist nun todt.

Der reformirte Prof. der Philosophie, Herr Fauth, ist, wie ihn selbst die Heidelberger Studenten beschreiben — man denke sich Heidelberger Studenten, als Kritiker eines Philosophen! — ein elender Schwätzer, der das Kompendium abkanzelt, und hin und wieder seinen schaalen Witz dazu setzt. Er liest auch Kirchengeschichte, zwei Stunden die Woche. Das mag eine Kirchengeschichte sein!

Ueberhaupt ist die ganze philosophische Fakultät zu Heidelberg eine Gesellschaft unphilosophischer hirnloser Grützköpfe, die lieber Vorlesungen über Eulenspiegel, als über Philosophie halten sollten. Das ist ein harter Satz, den ich aber augenscheinlich beweisen werde. Man höre! Herr Wiehrl, ein katholischer Weltpriester, und sehr belesener gelehrter Mann, ward 1778 Professor zu Baden. Er las über des Göttingischen Feder's Bücher, und das mit Beifall. Die schleichenden Exjesuiten fanden bald, daß Herr Wiehrl ketzerische Sätze vortrüge, und machten beim Bischof zu Speier, der in Bruchsal wohnte, so ein abscheuliches Spektakel, als wenn Holland in Noth wäre. Was geschah? der Bischof wollte Herrn Wiehrl zurück haben, aber der dankte dafür, vielmehr schickte er seine für ketzerisch ausgegebenen Sätze, nebst den Federischen Kompendien an die katholische Universität zu Freiburg im Breisgau. Diese erklärte, daß weder die Sätze des Herrn Wiehrls, noch die Bücher des Herrn Feders etwas ketzerisches enthielten. Die Bruchsaler Exjesuiten zogen hierauf die hochlöbliche philosophische Fakultät zu Heidelberg zu Rathe, und siehe da, diese erklärte die Bücher des Göttingers, und die Sätze des Bader Professors für ketzerisch, gefährlich, den guten Sitten, (man denke doch!) zuwiderlaufend und für ärgerlich. Diese Censur wurde gedruckt, und die Freiburger balbirten nun die elenden Heidelberger nach Herzenslust, und zeigten ihnen, daß sie das A B C der Philosophie noch nicht gelernt hätten. Endlich kam die Sache gar

nach Rom; aber die Beisitzer der Congregation des Indicis waren viel klüger, als die Heidelberger Distelköpfe. Sie schickten nämlich dem Herrn Wiehrl eine Exposition zu, welche er gern unterschrieb, weil sie weiter nichts enthielt, als eine Erläuterung seiner Sätze. So mußten denn die Herren Heidelberger sich schämen, und stille sein. Das war so ein Pröbchen von der Heidelberger Weisheit und Orthodoxie.

Außer den katholischen und reformirten Theologen sollen auch die lutherischen Konsistorialräthe für lutherische Landeskinder theologische Vorlesungen halten. So will es wenigstens der Kurfürst; allein da die lutherischen Räthe Leute sind, denen es an Kenntnissen fehlt, so hat kein Mensch von Lutheranern dahin gehen wollen, und das Projekt ist mißlungen. Es war auch überhaupt ein seltsamer Gedanke, die dortigen Herren Michaelis, Zehner u. d. gl. Collegien halten zu lassen!

Nun noch ein Wort von den Heidelberger Studenten. Diese sind lauter Landeskinder: denn sehr selten verläuft sich ein Ausländer dahin, und selbst diejenigen Landeskinder, welche etwas rechts lernen wollen, gehen auf andere Schulen und Universitäten. So besuchten Herr Abbeg, jetzt Rektor zu Heidelberg, die Schule in Grünstadt, und studirte hernach in Halle, wo er unter der Leitung des vortrefflichen Wolfs sich so bildete, daß er mit Recht für den größten Philologen am Rheinstrom gehalten wird. Die beiden Herren Weikom haben es eben so gemacht: aber das sind seltene Beispiele.

Da die Pfälzer Schulen über allen Glauben elend sind; so kommen die Herren Füchse ohne alle Vorkenntnisse nach Heidelberg, nehmen die Lehrstunden an, welche ihnen der Herr Kirchenrath, an den sie empfohlen sind, vorschlägt, und hören dann zu. Hefte werden in Heidelberg bei den Reformirten gar nicht geschrieben, bei den Katholiken aber wird alles Vorgesagte von den Zuhörern schriftlich aufgezeichnet. Wenn ein Student zehn Stunden wöchentlich zu hören hat, so denkt er wunder, welche Arbeit er habe! Nach drei Jahren zieht er wieder ab, läßt sich examiniren, und zwar bei seinen Lehrern, die ihn dann freilich nicht abweisen, und er wird mit der Zeit Pastor, Schaffner, Amtmann, Doktor oder sonst etwas.

Der Komment ist zu Heidelberg elend, auch nur wenn man ihn nach eingeführten akademischen Regeln mißt. Die Studenten unterscheiden sich in Absicht ihrer Aufführung wenig von Gymnasiasten; es fehlt ihnen Allen das sonst bei Studenten gewöhnliche freie unbefangene Wesen. Doch saufen die Leutchen wie die Bürstenbinder, denn der Wein

ist sehr wohlfeil da. Schlägereien sind gar nicht Mode, obgleich den Studenten erlaubt ist, Degen zu tragen. Aber en Revanche nehmen die Herren allerhand Zeug vor, welches sonst Schüler aus Muthwillen oder Langeweile zu thun pflegen; sie spielen Ball, gehen auf Stelzen, suchen Vogelnester, spielen mit Weinschrotern, welche sie zusammenjochen, und an ein kleines Wägelchen spannen u. d. gl. Das Pasquilliren ist auch ihnen gar gewöhnlich.

Die Studenten zu Heidelberg werden abgetheilt in Seminaristen, Juristen und Sapienzknaster. Seminaristen sind katholische Theologen, meist Kinder armer Eltern: denn wer Geld hat und geistlich werden will, den schnappen die Kuttenpfaffen (so heißen die Mönche in der Pfalz) weg, und machen einen Heiligen aus ihm. Sie, die Seminaristen, werden von Exjesuiten und Piaristen unterrichtet, lernen Jesuitische Theologie kennen, und setzen das liebliche System des Jesuitismus fort, wenn sie mit der Zeit Pfarreien erhalten.

Unter dem Namen Juristen begreift man alle wirklich Jura Studirende, sodann die Mediciner und protestantische Theologen. Diese sind eigentlich der Kern der Universität, und alleinige Inhaber des Komments. Sapienzknaster endlich heißen diejenigen armen reformirten Theologen, welche auf der sogenannten Sapienz, einem mit Einkünften, zur Erhaltung dürftiger Studenten, errichteten Kollegium wohnen, und also von der Gnade des Herrn Kirchenraths leben müssen. Diese Sapienzknaster sind sehr verachtet, und dürfen sich nirgends sehen lassen, wo Juristen hinwandern; sonst bekommen sie Nasenstüber. In den Kollegien wird ihnen Musik gemacht, und wer des Nachts bei der Sapienz vorbei geht, der schreiet: heraus ihr lumpigen Sapienzknaster! pereant!

Die Anzahl der Studenten belief sich ohngefähr vor zwölf Jahren auf Zweihundert; nachher hat sich diese Zahl sehr verringert und muß, wenn keine bessere Einrichtung getroffen wird, sich noch immer mehr verringern. Die Regierung scheint sich ganz und gar nicht um die Verbesserung der Akademie zu bekümmern.

5. Professoren in Erlangen.

In Erlangen lernte ich auch einige Professoren kennen, nämlich die Herrn Seiler, Rosenmüller, Harles, Hufnagel, und Meusel. Nur Einiges von ihnen.

Dr. Seiler ist ein kraßer und dabei ganz abscheulich intoleranter Orthodox. In seinen Schriften schimpft er zwar nicht; allein desto ärger macht er's in seinem Kollegio. Er schändet die Semlers, Tellers, Steinbarte, und sogar die Lesse, was das heilige Zeug hält. Sonst scheint mir Herr Seiler kein großer Gelehrter; und daß er's überhaupt nicht ist, das haben ihm auch andere, vorzüglich Bahrdt in seiner Apologie der Vernunft recht derbe gesagt.

Freund Harles ist ein Grammatiker; und da denkt er denn so in seinem Sinn, wie viele seiner Brüder, nun sei er ein Philologe! Ich hörte ihn über den Theophrast lesen; das war mir aber eine Leserei, wobei mir angst und bange ward. Die Herren Studiosi schrieben indeß diese philologische Weisheit von Wort zu Wort nach. Das waren mir auch Wichte! —

Hufnagel war damals noch Professor extraordinarius, und las Exegetica. Wenn ich je einen Mann habe kennen lernen, der mit blutwenig Gelehrsamkeit sich breit machen, und den Meister aller Meister spielen konnte, so war es gewiß Herr Professor Hufnagel in Erlangen. Ich wurde durch einen Studenten mit ihm selbst bekannt, und fand einen jungen raschen Mann an ihm von unbeschreiblichem Dünkel, der über die größten Männer so raisonnirte, als wenn sie kaum seine Schüler sein könnten. So redete er mit Verachtung von Leß, Müller und Walch, — fand an Döderlein, Semler, Ernesti, und vielen andern Matadoren der deutschen Literatur viel auszusetzen, — allegirte fleißig seinen Hiob und seine übrigen kleinen Schriftchen, und machte durch Fällung seiner Urtheile, daß ich anfing, stark an seiner Gelehrsamkeit zu zweifeln. Meine Vermuthungen bestätigten auch mehrere Andere durch Erfahrung. — Ich hörte damals in Erlangen, daß Doktor Seiler Herrn Hufnagel gern seine Tochter habe anhängen wollen; dieser habe aber die Ehre ausgeschlagen, und daher komme es, daß Seiler den Hufnagel hasse, und dieser an jenem durch bittern Spott und Raisonnirerei in allen Gesellschaften sich zu rächen suche. Doktor Seiler hatte wenig Freunde, und dies nicht sowohl wegen seiner Orthodoxie, als vielmehr wegen mancher Fraubasereien, wozu er die Hände geboten hatte.

Aber an Herrn Meusel hab ich einen rechten Mann getroffen. Dies ist ein Mann, dessen hellen Kopf, gesunde und freimüthige Urtheile, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit und edles Herz jeder, der sich ihm nähert, bewundern muß. Ich bin drei bis viermal bei ihm gewesen, und jedesmal mit einer Art von Bezauberung von ihm gegangen.

6. Die Straßburger Universität.

Straßburg hat vor Zeiten in allen Fächern große Männer gehabt. Die Literaturgeschichte nennt uns die Namen derer, welche in den ältern Zeiten den Wissenschaften dort Ehre und Wachsthum verschafft haben. Aber leider hat sich heut zu Tage dieser Ruhm nur in der einzigen medicinischen Facultät noch erhalten; denn wer kennt die Namen eines Spielmanns und Lobsteins nicht? In der Theologie, in der Juristerei und Philosophie sieht es gräulich aus. Die Ursachen dieses Uebelstandes sind nicht schwer zu entdecken. Die Lehrstellen werden hier noch weit ärger besetzt, als in Gießen oder Heidelberg. Da ist's doch nur hergebracht, daß man blos Landeskinder zu Professoren befördert; in Strasburg aber ist das gesetzlich. Alle Lehrer dieser theuren Universität sind folglich lauter Straßburger Grützköpfe, vorzüglich bei den Protestanten.

Zu meiner Zeit waren Lorenz und Beykert die Matadors in der Theologie: zwei erzunwissende Phantasten und äußerst intolerante Köpfe. Man lese folgendes! Ein halb heller Prediger, Stober, trug einst den erzketzerischen Satz auf der Kanzel vor: „daß das Gute, was man bei Heiden fände, auch von dem heiligen Geiste herkäme, und eine Wirkung der göttlichen Gnade wäre." Diese ketzerische Aeußerung machte großes Aufsehen und Lorenz wollte durchaus, daß Stober abgesetzt werden sollte. Dieser konnte sich nicht anders retten, als daß er auf der Kanzel widerrief, und den schönen Tod des Sokrades und des Leonidas, die Tugend des Cato und den Edelmuth des Fabricius für lauter Veranstaltungen des leidigen Beelzebubs ausgab! Seit jener Zeit ist Stober behutsamer geworden und hat die symbolischen Bücher besser studirt.

Lorenz predigt auch stark gegen die hohen Hauben, Federn und Hüte der Frauenzimmer, wie auch wider die Schlittenfahrten und Bälle. Alle diese Dinge und noch mehr andere legte er aus als gräuliche Verführungen des Satanas und als Zeichen des jüngsten Tages. Alle Sonntage fährt er auf dergleichen Sachen los, und verkündigt Allen, die da tanzen oder Schlitten fahren, die ewige Verdammniß.

Beukert ist nicht um ein Harr besser. Er predigt rosenkreuzerisch und schimpft mitunter auf die Pariser Moden.

Die Universität selbst ist in den kläglichsten Umständen. Juristen sind beinahe gar keine da und nur wenig Theologen. Diese sind lau-

der Schanzer, welche sich mit Informiren durchhelfen müssen *). Diese theologischen Studenten sind das non plsu ultra aller Schmutzerei. Sie sitzen Mittags und Abends in den Schmudelbuden oder Garküchen, verzehren da für einige Sous Gemüse und Fleisch, und sind gekleidet, wie weiland Don Quixotte's Schildknappe.

Der Student, welcher als Schanzer bei einem Philister von der Art steht, muß sich auf's niedrigste behandeln lassen. Er muß sei- seinen Principal, den Herrn Fleischer, Schuster, Schornsteinfeger u. s. w. allemal auf einen hohen Fuß behandeln. Das er einen solchen Klotz nie anders anreden dürfe, als: „Um Vergebung, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre, mir die restirenden zwei Sols auszuzahlen!" — Das, sage ich, versteht sich von selbst, wenn man die Herren Philister, solcher Städte überhaupt nur ein wenig näher kennt. Daß aber der Straßburger Philister seinen Schanzer par Er traktirt, ihm ganz unten am Tische seinen Platz anweist, und sein philiströses Uebergewicht bei jeder Gelegenheit fühlbar macht; das ist abscheulich und nicht bei allen Philistern anderer Oerter so. Wehe aber allemal dem Studenten, der von der Gnade der Philister leben soll!

Auf diese Art müssen die theologischen Studenten in Strasburg kleinmüthig und niederträchtig werden. Ich wiederhole: die Beneficiar-Studirereien taugen überhaupt wenig; und wenns auch Exempel giebt, daß der eine oder andere Beneficiat ein großer Mann geworden ist; so sind doch gegen ein solches Exempel allemal zehn andere vorhanden, welche beweisen, daß nichts eher niederträchtig und schlecht und weggeworfen macht, als eben Beneficien.

Der verstorbene Herr von La Roche, Vater des jetzt noch in Berlin lebenden Majors dieses Namens, sagte einmal in einer Gesellschaft, wo ich zugegen war, beim Anblick eines Kandidaten: „der hat gewiß in Strasburg studirt; ich seh's an den Komplimenten; denn gerade solche tiefe, demüthige Bücklinge fordern die Strasburger Philister."

Medicinische Studenten giebt es dort auch wenig; aber desto mehr Barbiergesellen. Im Jahre 1780, wenn ich nicht irre, war ein großer Krieg in Strasburg zwischen den Medicinern und Barbierern; allein letztere siegten wegen ihrer Menge. Lobstein versagte hierauf den Barbierern seine Kollegien, auch Spielmann und Andere; allein der hoch-

*) Schanzen heißt auf gut Strasburgisch: Kinder informiren; daher Schanzer ein Informator. Sonst bedeutet schanzen in der Pfälzer Sprache — Frohndienste zur Strafe thun. — Sehr bedeutend für die armen Pädagogen!

weise Magistrat zwang sie, nach wie vor den Bartphilosophen aufzuwarten. Ich habe auch bei damaliger Gelegenheit ein Pasquill gelesen: „der gebrandmarkte Bartkratzer" betitelt. Sonst muß man gestehen, daß für die Chirurgie, Anatomie und Hebammenkunst ganz vortreffliche Anstalten in Strasburg getroffen sind.

Schlägereien fallen unter den Strasburger Studenten gewöhnlich nicht vor. Solche Sachen überlassen sie sehr klüglich dem Militair. Ueberhaupt spielt der dortige Student keine Rolle; er wird von Allem, was ihn umgiebt, überglänzt, so daß man ihn gar nicht bemerkt.

Es ist in Strasburg gewöhnlich, oder vielmehr, es ist erforderlich, daß der Student, wie auch der daselbst lernende Barbiergeselle, sich einen Beichtvater halte, und zu gesetzten Zeiten zum Nachtmahl gehe. Wer das nicht thut, wird zum Rector gefordert, und wenn er dann noch nicht hingehet, wird er exkludirt, d, i. es wird ihm verboten, ferner Kollegia auf der lutherischen Universität zu hören. Relegiren oder Stadtverweisen kann die Universität Niemanden; das gehört für die andere Obrigkeit.

So sieht die Universität aus! Indessen giebt es doch in Strasburg manche gelehrte Männer, unter denen auch damals Einer Lutherischer Professor war. Er heißt Schweighäuser, und ist ein recht guter Philolog. 'Herr Brunk ist als ein großer Kenner antiquarischer Ueberbleibsel und als ein mächtiger Kritikus, besonders im Griechischen, bekannt. Seine Verdienste um den Sophokles und andere Alten, sind unsterblich.

Zu den Zeiten der Jesuiten hatten diese Herren das ganze katholische Studium in Srasburg unter sich. Da mag's denn auch hergegangen sein, wie an allen Orten, wo die Jesuiten den Meister gespielt haben. Z. B. war alle Sonntage, Nachmittags eine Kontroverspredigt in der Domkirche, oder dem sogenannten Münster. An diesen Predigten nahm der Pöbel den wärmsten antheil und jubelte oft laut auf! Sie wurden von zwei Jesuiten geführt, davon einer, der die römische Kirchenlehre in Schutz nahm, auf der Kanzel; der Andere aber, der den Sachwalter der Protestanten spielte, unten stand. Da wurde nun geschimpft und gespektakelt, daß der Pöbel in einem fort lachte, und die armen Protestanten immer den Kürzern zogen. Nach dem Fall der Jesuiten trieben andere Geistliche dies jesuitische Farcenhandwerk, aber seltener und ohne den Opponenten, obgleich immer noch nach einem Avis an's Publikum in der Zeitung.

7. Professoren in Halle.

Bei meiner Ankunft in Halle waren alle Fakultäten vortrefflich besetzt; bei den Theologen lehrten Semler und Nösselt; in der Juristenfakultät waren Nettelbladt nnd Woltär. Goldhagen und Meckel waren Mediciner, und bei den Philosophen waren Karsten und Eberhard; das waren Männer, deren Einer so eine ganze andere Akademie aufwog! Die übrigen waren entweder Anfänger, oder noch ohne großen Ruf und Kredit. Nur die Philologie schien vernachlässigt zu sein. Der einzige Herr Niemeyer las zuweilen einige Philologica, z. B. über Ciceros Redner, über einige griechische Tragödien u. s. w. Die philologischen Vorlesungen des Herrn M. Fabri kamen noch weniger in Anschlag.

Aber im Herbst 1783 wurde Herr Professor Wolf hieher gerufen, und der hat die ganze Lage der Sachen in diesem Stück gewaltig verändert. Ich werfe mich zwar nicht zum Richter auf, aber das muß ich sagen, daß Herr Wolf das philologische Studium in Halle recht wieder empor gebracht hat, so sehr es auch, seit Herrn Schützens Abzug nach Jena, gänzlich darniederlag. Dieser rechtschaffene Mann, Herr Schütz, hatte sonst hier viel geleistet; allein gewisse unrühmliche Kabalen, welche auf Akademien nicht selten sind, machten, daß der vortreffliche Mann wegging, so sehr auch Herr Semler sich bemühte, ihn hier zu behalten. Das geschah schon, wenn ich nicht irre, 1780. — Wolf fing an, Kollegien zu lesen; aber da die Studenten auf dergleichen gar nicht achteten, so waren anfänglich seine Lehrstunden wenig besetzt. Aber bald lernte unsere Jugend, was sie an Wolfen hatte, und Wolf wurde fleißiger besucht. Selbst Herr D. Semler war sein geflissentlichster Werber. Wolf ist indeß der Mann nicht, der erst in die Welt hineinposaunt, und à la Basedow allerhand philanthropinische Luftschlösser baut; daher wurde auch sein Seminarium der Welt erst durch den Effekt bekannt, und doch hat dieses Seminarium schon mehr Gutes geleistet, als alle Dessauische, Marschliezer und Heidesheimer Philantropine; selbst Herrn Heynes Seminarium ist mit dem Hallischen in Rücksicht des wirklich gestifteten Nutzens kaum zu vergleichen.

8. Professor Schnaubert in Jena.

Ich kannte zwei Professoren in Jena, die erst dahin gekommen waren, — die Herren Fabri und Schnaubert. Letzteren wollte ich besu-

chen, und versprach mir gute Aufnahme; allein ich irrte mich. Schnaubert war ehemals, als katholischer Kapellan ohnweit Bingen am Rhein, in einen zu genauen Umgang mit seiner Köchin gerathen, und da die Folgen dieses Umgangs sichtbar wurden, fürchtete sich Meister Schnaubert vor Marienborn, *) ward mit seiner Dulcinea flüchtig und kam nach Gießen, einem Orte, wo man von jeher die Proselyten willkommen hieß. Hier meldete er sich bei der Geistlichkeit, insbesondere bei Bennern, der ihm aber ein sauer Gesicht machte. Benner nämlich, so orthodox er sonst war, hielt nichts auf Proselyten, welche mit dickbäuchigen Mamsellen ankamen. Bechtold, Ouvrier und Diez nahmen ihn besser auf. Ob man gleich keine Konvertitenkasse in Gießen hat, so erhielt doch Freund Schnaubert funfzig Gulden, und dieser heilige Geist machte, daß er das lutherische Glaubensbekenntniß in die Hände des Herrn Diez ablegte. Eben das that auch seine Madonna. Nun adressirte sich Schnaubert, der von der Welt nichts mitgebracht hatte, als einen alten verschabten grauen Flausch, schwarze Weste, Hosen und dergleichen Strümpfe; einen Hut mit Marasmus Senilis, wie Herr Bahrdt spricht, und dessen Mamsell auch nichts hatte, als wie sie ging und stand — an die Studenten, und diese gutmüthigen Jünglinge gaben her, so viel gerade in ihrem Vermögen war. Ich habe, ohne Ruhm zu melden, auch zu denen gehört, welche Herrn Schnaubert unterstützt haben; ja, ich habe in meinem Kränzchen, dessen Senior ich damals war, eine Kollekte für ihn angestellt.

So versorgt, studirte Herr Schnaubert Jura, und ward mit den Studenten so fidel, daß er für einen ordentlichen Kerl und guten Zotologen gehalten wurde. Durch Fleiß und Bücherlesen erlangte er in kurzer Zeit eine artige Kenntniß der Rechte, und sein kriechendes jesuitisch-pfäffisches Wesen erwarb ihm die Gunst des Kanzlers Koch in hohem Grade, und er wußte sich derselben durch Anbringung neuer Mähren von allerlei Art, besonders von Studentenhistörchen immer mehr zu versichern. Alles, was in der Stadt bei den Burschen-Parlamentern, im Rappen und Stern, bei den Expeditionen auf dem Schieß-

*) Ist ein Dorf eine Stunde von Mainz, wo man die Pfaffen, welche sich vergangen haben, einsperrt. Der unglückliche Isenbiehl hat auch da gesessen. Sonst ist ein Gnadenbild der heil. Maria zu Marienborn, das unfruchtbare Weiberbäuche fruchtbar machen soll — durch Hülfe des Glaubens, der freilich sehr oft selig, — aber nicht minder auch närrisch macht.

hause u. s. w. vorging, wußte Herr Koch, und warf es bei Gelegenheit den Studenten vor. Man untersuchte, woher wohl Koch das Alles wissen möchte, und siehe da, Meister Schnaubert ward als Mährenträger entdeckt. Als er hierauf einmal zu Wiesek beim Schwarzen — wie wir den einen der dortigen Wirthe nannten — in eine Studentengesellschaft eintrat, so wurde er nicht nur erbärmlich ausgehunzt, sondern obendrein noch mit hundert Rippenstößen aus der Stube herausgeschmissen. Von der Zeit an hatte Schnaubert's Umgang mit den Studenten ein Ende.

Indessen ward Herr Schnaubert Doctor und Schriftsteller: er ließ etwas über Böhmer's Lehrbuch des Lehnrechts drucken, unter dem Titel — Kommentar — versprach auch einen ähnlichen über desselben Autors Kompendium des geistlichen Rechts. Das verschaffte ihm einigen Ruf — und er kam als Professor nach Helmstädt, und von da nach Jena, wo er nach Art der Jenaischen Herren Professoren, die mit dem simpeln Professor-Titel mein Tage nicht zufrieden sind, sich mit dem Hofraths-Titel schmücken ließ.

Schnaubert war noch nicht lange in Jena, als ich dahin kam. Ich dachte gewiß von einem Manne gut aufgenommen zu werden, um den ich mich mehr als einmal verdient gemacht hatte. Ich trat also an seine Thür und klopfte; Herr Schnaubert kam heraus: „Was will Er?" — Ei, ei, Herr Professor, Sie kennen mich wohl nicht mehr? Hier hatte ich vergessen, den Hofraths-Titel herzubeten, und auf diese Art hatte ich den Meister vollends außer Fassung gebracht. „Ja, ja, sagte er, Sie sind Laukhard: ist mir lieb, Sie zu sehen, aber pardonniren Sie, ich hab' Geschäfte!" — Sapperment, wie mich das Ding ärgerte! in die Augen hätt' ich ihm spucken mögen. — „Ich habe, fuhr er fort, von ihren Switen gehört: der Kanzler Koch hat mir's nach Helmstädt geschrieben." So! erwiderte ich: wahrscheinlich wollte er Ihnen die Mährchen wieder vergelten, die Sie ihm in Gießen so reichlich zutrugen. Hat er Ihnen vielleicht auch sein Heft übers Kanonikum von Böhmer geschickt, daß Sie es damit machen können, wie Sie es mit dem Gatzertischen gemacht haben?*) Mein Mann erboste und lief in seine Stube, und ich — schob ab.

*) Schnaubert's Commentar über das Lehnrecht war nämlich nur ein Abdruck der Vorlesungen des gelehrten Herrn Gatzert.

9. Studenten und Philister auf deutschen Universitäten.

Zu meiner Zeit waren ohngefähr 250 Studenten in Gießen, obgleich in allen Zeitungen herumstand, es wären über 500 da. Aber man darf von dergleichen nur die Hälfte glauben. Im Durchschnitt trifft das so bei allen Universitäten ein, z. B. gegenwärtig sollen in Halle 1600, in Jena 1000, in Göttingen 1200 Studenten sein — wenigstens sagen's Die so, welche von so einer Universität herkommen. — Untersucht man aber das Ding genauer, so muß man die Summe merklich vermindern.

Die Gießer Studenten waren meistens Landeskinder; doch befanden sich auch viele Pfälzer, Zweibrücker und Andere daselbst. Der Ton der Studenten oder der Bursche war ganz nach dem Jenaischen eingerichtet; die vielen relegirten Jenenser, welche dahin kamen, um auszustudiren, machten damals das fidele Leben der Brüder Studio von Jena in Gießen zur Mode. Zudem ist Gießen auch so recht der Ort, wo man auf gut Mosellanisch hausiren kann. Das Maaß Bier, ein volles Rheinisches, kostet zwei Kreuzer, oder sechs Pfennige Sächsisch. Freilich ist es jämmerliches Bier; aber es füllt doch den Bauch, und macht endlich — übermäßig gesoffen — den Kopf heroisch. — Wer leugnen wollte, daß der Hauptkomment zu Jena im Biersaufen bestehe, wenigstens noch vor Kurzem darin bestanden habe, ist in Jena nicht gewesen.

Zu Gießen borgen die Hauswirthe nicht, oder sie geben, studentisch gesprochen, keinen Pump; höchstens bekommt der Student auf die Art nur Milch zum Kaffee. Alles Andere muß er sich selbst holen lassen, auch selbst für sein Bier sich im Wirthshause Pump verschaffen. Auf den Stuben wird daher selten gejubelt; vielmehr setzt man sich zusammen ins Bierhaus, und zecht auf Rechnung. Das ist auch die Ursache, warum alle Kneipen oder Bierschenken, wo sonst Bursche hingehen, zu allen Zeiten voll Studenten sind. In meinen Tagen besuchte man besonders den Rappen, den Stern, die Reiberei, die beiden Buschereien, das Schießhaus, den Stangenwirth Balthasar und einige Andere. Weinhäuser besuchte man seltener. Wer nun ein honoriger Bursch sein wollte, ging des Abends wenigstens in eine dieser Bierkneipen, soff bis zehn oder elf Uhr, und schob hernach ab.

Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen, so wurde von Burschen-Affairen diskurirt, und größtentheils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in

Eberhards-Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zotologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuscript da war.

In Gießen sind die Kommerse erlaubt; wir haben mehrmals auf der Straße kommersirt, und das Ecce quam bonum zur großen Freude der Gießer Nymphen hingebrüllt. Man stellt sich also leicht vor, daß die Kommerse bei den täglichen Saufgelagen der Studenten sehr frequent werden gewesen sein; und so war es auch wirklich. Ich habe oft vierzehn Tage nach einander alle Tage einem Hospiz oder einem kommersirenden Saufgelage beigewohnt.

Die Hauptbestandtheile eines damaligen Gießer Burschen oder Renommisten findet man in einer Beschreibung, welche man der poetischen Laune des Herrn Hild von Saarbrücken zu danken hat. Ich will sie meinen Lesern mittheilen. Die Verse sind zwar elend, aber man kann doch hinlänglich daraus ersehen, was für Eigenschaften man an einem honorigen Gießer Burschen gefordert hat. Man höre nur!

Wer ist ein rechter Bursch? — Der, so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmt, wetzt *) — —
Der die Philister schwänzt **), die Professores prellt,
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt;
Der stets im Carcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er g'nug renommiret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen relegiret.
Das ist ein firmer Bursch, und wers nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht,
Ins Saufhaus niemals kommt, nur ins Collegium,
Was ist das für ein Kerl? — Das ist ein Drastikum ***)!

Wer den Gießer Studenten Petitmäterei schuld gibt, thut ihnen wahrlich Unrecht. Die Meisten traten einher — nach dem Liedchen — wie die Schweine. Ein gewisser Nöllner aus dem Elsaß hatte keine Lust, das Burschikose mitzumachen; er kam also selten in die Gelage, und ließ sich auch ein gutes Kleid machen. Dies war Losung genug, ihn nicht schlecht zu verfolgen; in allen Kollegien wurde ihm Musik gemacht, und auf der Straße nachgeschrieen. Das wurde so lange ge-

*) D. i. Mit dem Degen ins Pflaster haut, daß die Funken heraussprühen.

**) Nicht bezahlt, anführt.

***) Ein damals bekannter Schimpfname, womit man Bursche belegte, die anderwärts Theekessel genannt werden.

trieben, bis er endlich abzog und nach Göttingen ging; hier konnte er nun freilich ohne Gefahr, ausgepfiffen zu werden, in seinem rothen Kleide mit dem seidnen Futter spanisch einhertreten.

In Kleidern verthut der Bursche in Gießen daher blutwenig; ein Flausch ist sein Kleid am Sonntag und am Werktag; selten hat einer neben dem Flausch noch einen Rock. Dann trägt er lederne Beinkleider und Stiefeln; weil aber die ledernen Beinkleider selten gewaschen werden, so sehen sie gemeiniglich aus, wie die der Fleischer.

Nur wenig Studenten in Gießen machen Knöpfe*): das wird überhaupt daselbst für petitmätrisch und unburschikos gehalten. Vielmehr gibt es, oder gabs doch zu meiner Zeit einige, welche das gute Frauenzimmer bei jeder Gelegenheit prostituirten. So zogen sie z. B. auf dem Walle, wenn sie spazieren gingen, hinter ihnen her, und wiederholten laut ein Kapitel aus der Zotologie. Herr Handwerk, Oekonom der Universität, hatte eine ganz hübsche Tochter, Mienchen, welche was ehrliches geneckt wurde. Die Studenten kamen des Abends vor ihr Haus und schrieen: Minchä, as de ham gießt, as de die Schwernuth kriest **). Mit diesen Worten hatte sie ihr Vater einmal nach Hause geholt.

Noch eins! Die Tochter des R.-Raths Reuß hatte sich mit einem Musensohn zu weit eingelassen. Zum Unglück erfuhren die Studenten, daß die Hebamme zu ihr gerufen sei; flugs zogen sie vor das Haus, und machten eine Katzenmusik, wobei die schändlichsten Lieder gesungen wurden. Der R.-R. beschwerte sich bei dem Rektor, aber der freute sich selbst über den schnurrigen Einfall seiner Bursche und ließ es gut sein.

Schlägereien sind in Gießen gar nicht selten. So klein die Universität ist, so viel Balgereien fallen vor; manchmal haben sie einen gefährlichen Ausgang. Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, sich auf der öffentlichen Straße zu schlagen, und dies alsdann, wenn man zum Voraus gewiß war, daß es würde verrathen werden. In diesem Falle ging der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieber, hieb damit einigemal ins Pflaster, und schrie: pereat N.N. der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat! Nun erschien

*) Knopfmachen heißt dem Frauenzimmer aufwarten; daher Knopfmacher. Diese Phrasis ist auch in Wezlar bekannt, und schon in einem Stück des deutschen Museums erklärt worden.

**) Mienchen, willst du nach Hause gehen, oder du sollst die Schwerenoth kriegen.

der Herausgeforderte; die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedel, gab Inhibition, und die Raufer kamen ins Carcer; und so hatte der Spaß ein Ende.

Bordelle gibt es in Gießen nicht; aber doch unzüchtige Menscher, und folglich auch — wie jetzt leider auf jeder Universität — venerische Krankheiten.

Die fieberhafte Hitze, brav Hefte nachzuschmieren, plagt die Gießer Studenten nicht, wenigstens zu meiner Zeit nicht, wenn man die Pandecten-Schüler des Kanzlers Koch ausnimmt. Dieser hielt keinen Studenten für fleißig, welcher die vorgetragene Weisheit nicht schriftlich eintrug, oder doch wenigstens einige Bemerkungen darüber nachschrieb. Auf anderen Universitäten hab' ich immer rüstige Heftenschreiber gefunden; nirgends aber ärger als in Halle. Hier füllen die Studenten viele Quartbände mit akademischer Kollegien-Weisheit an, und schreiben oft Dinge nach, welche in dem Kompendium weit besser stehen, als in ihren Heften, oder gar nicht zur Sache gehören.

Ohngefähr zwei Jahre vor meiner Universitätszeit, waren die Orden auch zu Gießen eingeführt. Diese unsinnigen Verbindungen sind eigentlich in Jena entstanden. Die Mosellaner Landsmannschaft hat zuerst dergleichen ausgebrütet. Nach und nach haben sie sich an mehreren Orten eingeschlichen, so daß schon 1778 viele deutsche Universitäten von ihnen inficirt waren, besonders Jena, Göttingen, Halle, Erlangen, Frankfurt, Gießen, Marburg u. A. Einige Jenenser hatten den Orden der sogenannten Amicisten *) nach Gießen gebracht. Anfänglich blieb das Ding geheim; nachdem aber die Ritter, ich wollte sagen, die Herren Ordensbrüder inne wurden, daß man in Gießen Alles thun durfte, so machten sie ihre Sache publik. Sie trugen auszeichnende Kokarden, und litten nicht, daß die Profanen **) dergleichen nachmachten. Den anderen Studenten gefiel das Ding; sie rotteten sich also zusammen, und stifteten der Orden mehrere. Und so entstand der Hessen-Orden, ja sogar der Renommisten-Orden oder der Orden des heiligen Fensters, welcher aber leider, wegen der großen Schifität, der schiefe Orden und der Lause-Orden benannt wurde.

---

*) L'ordre de l'amitiè auf französisch genannt, denn die Devise war: Amitiè, welche durch dieses Zeichen XX (vivat Amicitia!) angezeigt wurde.

**) So nennen Ordensbrüder Diejenigen, welche keine Ordensbrüder sind. Den Profanen steht aber, wie Jeder weiß, das Heilige entgegen. Wofür sich doch die Herren halten müssen! O sancta simplicitas!!

Indessen hatten die Pfälzer ein Kränzchen unter sich errichtet, welches herumging, und uns viel Vergnügen machte. Wir hatten freilich unsere Gesetze und Statuten, die den Gesetzen der Orden ziemlich nahe kamen; unser Zweck war auch der Zweck aller Orden, nämlich ein gewisses Ansehen auf der Akademie zu behaupten. Aber wir waren weder eidlich, noch auf sonst eine Art an einander gekettet, und es stand einem Jeden frei, uns zu verlassen, sobald es ihm beliebte. Uebrigens herrschte unter uns die größte Freundschaft und Harmonie, und da wir lauter solche zu Mitgliedern hatten, die als honorige Burschen auf der Universität angesehen waren, so wagte es Niemand, das Pfälzer-Kränzchen zu beleidigen, oder schlecht davon zu sprechen. So blieben die Sachen eine geraume Zeit, bis endlich ich und noch zwei Andere aus unserem Kränzchen uns in den Amicisten-Orden aufnehmen ließen.

Hätte ich vor meiner Aufnahme das eigentliche Wesen einer solchen Verbindung gekannt, ich würde wahrlich niemals hineingetreten sein. Das Ding ist ein Gewebe von Kindereien, Absurditäten und Präsumtionen, über welche ein kluger Mann bald unwillig werden muß. Die Gesetze sind alle so elend abgefaßt, und so kauderwälsch durcheinander geworfen, daß man Mühe hat, sich aus dem Labyrinthe derselben heraus zu winden. Ueberhaupt ist es ein erztoller Gedanke, daß ein Haufen junger Leute eine geheime Gesellschaft stiften wollen, deren Zweck ist, sich ausschließlich das höchste Ansehen zu verschaffen; deren Oberhaupt ein Bursche ist, welcher eine Gewalt in seinem Orden ausübt, wie weiland der Jesuiten-General in der Gesellschaft Jesu. So ungern es Manche hören werden, muß ich doch die Wahrheit bekennen, und gerade heraussagen, daß akademische sogenannte Orden *) unsinnige Institute sind. Ich muß die Sache näher beleuchten.

Als ich hineintrat, las man mir die Gesetze vor, welche in gewisse Titel, z. B. von Schlägereien, vom Borgen und Bezahlen, vom Fluchen und Zotenreißen — abgetheilt waren. Die Sprache der Gesetze war äußerst legal, das ist, undeutsch und unverständlich. Da die Gesetze nach und nach gemacht sind, so fehlt es ihnen nicht an Widersprüchen, Wiederholungen und ganz unbrauchbaren Vorschriften. Doch

*) Orden sind bei Leuten, welche den Sprachgebrauch nicht verhunzen wollen, öffentliche Societäten, oder öffentliche Ehrenzeichen. Der Studenten-Orden aber ist eine geheime Gesellschaft, und Niemand gesteht gern, daß er ein Mitglied davon ist; das ist contradictio implicita.

das ist ja auch der Fall im Corpus juris und in mancher anderen heiligen und unheiligen Sammlung von Gesetzen.

Ich erinnere mich noch an viele Gesetze des gedachten Ordens, wovon ich meinen Lesern einige der vornehmsten mittheilen will.

Der Zweck des Ordens ist, sich auf der Universität Ehre und Ansehen zu verschaffen, d. h. sich in solche Positur zu setzen, daß alle Studenten, ja selbst die Professoren und die Vorgesetzten sich vor den Herren Ordensbrüdern fürchten möchten.

Daher ist die engste Verbindung nöthig. Diese erfordert natürlicher Weise, daß kein Mitglied das andere beleidigen darf. Alle Beleidigungen, die vorfallen, müssen vom Senior geschlichtet werden. Ueberhaupt sind viele Gesetze da, welche Freundschaft, Verträglichkeit u. dgl. gebieten. Da aber Freundschaft ein Ding ist, das sich nicht gebieten läßt, so giebt es im Orden immer so viele Disharmonien, daß gewiß stets Schlägerei sein würde, wenn nicht andere prägnante Gründe Ruhe heischten.

Das Oberhaupt des Ordens ist der Senior, welchem die Anderen gehorchen müssen. Er hat ihnen zwar nur in Ordenssachen zu befehlen, da sich aber dahin allerlei ziehen läßt, so ist der Senior gleichsam der Herr der Mitglieder, und die Mitglieder sind, wenn er es verlangt, seine gehorsamen Diener. So wird man Sklave, um frei zu sein!

Neben dem Senior ist noch ein Subsenior, der auch etwas zu sagen hat, vorzüglich in Abwesenheit des großen Moguls, ich meine, des Seniors; dann folgt das fünfte Rad am Wagen — der Herr Sekretär.

Ordnung muß sein; wer also gegen den Senior spricht, ihn schimpft, und sich seinen Befehlen freventlich widersetzt, wird ohne alle Gnade, wenns nämlich der Herr Senior befiehlt, aus dem Orden herausgeschmissen. An Satisfaction darf er nicht denken.

Die vom Senior angegebene Kontribution muß richtig bezahlt werden. Fügt es sich, daß Ausgaben zu einer Zeit vorfallen, wo nicht alle Glieder bei Gelde sind, so müssen die, welche Geld haben, vorschießen; das Vorgeschossene muß aber prompt ersetzt werden, unter Strafe der Verbannung aus dem Orden.

Um die Kosten zu bestreiten, muß eine Kasse angelegt werden, welche unter der Aufsicht des Seniors steht, und worüber ordentlich Rechnung geführt werden muß.

Wenn ein Mitglied Händel bekommt, so muß er sich schlagen;

doch aus guten Gründen schlägt sich auch der Senior oder ein anderes Mitglied für ihn. Ueberhaupt müssen in diesem Falle die Glieder dafür sorgen, daß sie und nicht ihre Gegner in Avantage sind. Lieber eine Niederträchtigkeit begangen, lieber sich à la mode der Gassenjungen herumgebalgt, als den Vortheil und die Ehre der Avantage aus den Händen gelassen.

Bei den Zusammenkünften muß der, an dem die Reihe ist, rechtschaffen aufwichsen. Geht aber die Zeche auf gemeinschaftliche Kosten, so zahlt Jeder seinen Antheil, außer dem Senior, der immer frei ist, weil er der Herr ist.

Eine Klugheitsregel hieß es: keine arme Verwachsene, Muthlose u. dgl. aufzunehmen. Der Orden hätte von diesen Menschenkindern keinen Vortheil, und nichts als Kosten, Schande und Verdruß. So soldatisch-amikabel dachten die Amicisten!

Und von dieser Art waren die Regeln, oder die Gesetze des wohllöblichen Ordens der Herren Amicisten. Ihre Anzahl ließe sich noch stark vermehren, wenn ich nicht befürchten müßte, meinen Lesern zur Last zu fallen. Einige ihrer Gesetze waren aber doch gut, z. B. daß die Mitglieder fleißig sein, die Kollegia nicht versäumen, nicht fluchen oder Zoten reißen sollten u. dgl. Allein diese Vorschriften wurden nicht befolgt, vielmehr wurde in unseren Zusammenkünften geflucht und gezotologirt, wie auf keiner Hauptwache. — Die meisten anderen Gesetze waren äußerst unsinnig und läppisch, z. B. die über die Aufnahme, über das Zeichen, wodurch ein Glied sich dem anderen entdecken konnte, über die Art, sich zu grüßen, über das Einzeichnen in den Stammbüchern u. s. w. Herr Professor Isenflamm in Erlangen hat, wenn ich nicht irre, 1780 auf der dortigen Universität den Amicisten-Orden zerstört, und ihre Gesetze drucken lassen.

Ich habe hernach mehrere akademische Orden kennen gelernt, und alle kamen in der Hauptsache mit einander überein: nur daß Jeder seine besonderen Geheimnisse, das heißt, seine besonderen Zeichen und andere Alfanzereien vorgiebt.

Die Unart der Orden hat auch die Hallische Universität vergiftet. Besonders regten sich damals die Konstantisten und Unitisten und suchten die anderen Orden, die so unter der Hand entstehen wollten, z. B. den der Desparatisten, deren Amulet ein Todtenkopf mit einem daran hängenden Kreuze war, und den der Inviolabilisten und noch mehr dergleichen — in der ersten Geburt zu ersticken und eine gewisse dirigi-

rende Superiorität auf der Universität zu behaupten. Aber das wollte ihnen doch in Halle, bei der großen Menge der Studirenden, niemals so recht gelingen. Da gab es selbst unter den beiden Orden Schlägereien, aber auch Profane und Landsmannschaften, welche Muth genug hatten, den Ordensbrüdern bei Aufzügen und anderen Feierlichkeiten die Spitze zu bieten und sie von ihren Zusammenkünften auszuschließen. Dies Letztere verfügten die Westphälinger zuerst, drangen glücklich durch, und erhielten mit der Zeit die Schlesier zu Bundesgenossen wider die Orden. Durch ihr Hauptgesetz: keinen Ordensbruder oder Anhänger derselben in ihr Kränzchen aufzunehmen, oder ihres Umganges zu würdigen, hatten sie es dahin gebracht, daß zu der Zeit, da ich dieses schreibe, die Orden beinahe all' ihr Ansehen verloren haben und in den letzten Zügen zu liegen scheinen. Die Universität hat zwar beständig sehr scharf auf die Orden inquirirt, und es befinden sich unter den akademischen Gesetzen strenge Verordnungen gegen dieses Unwesen. Aber Pönal-Proceduren tilgen dergleichen nicht. Nur von Seiten der Obrigkeit sie nicht geneckt, sie keiner inquirirenden Aufmerksamkeit gewürdigt, und sie verschwinden nach und nach von selbst.

Die Sprache der Hallischen Studenten war rüde. Man weiß, daß die Studenten überhaupt ihre ganz eigene Sprache haben, die man außer der Burschenwelt nicht wohl versteht. Sie ist ein Aggregat von den schnurrigsten Ausdrücken dieser oder jener Provinz, Stadt, Schule, Universität, und oft eines einzelnen lustigen Kopfs. Je fideler aber der Comment irgendwo ist, desto reicher ist die Burschensprache, und umgekehrt. In Jena könnte ein großes Wörterbuch mit diesem Dialekt angefüllt werden. Den Hallischen hat der bekannte Magister Kindleben in ein Lexicon gefaßt und bei Hendeln herausgegeben.

Einen Gebrauch habe ich bei den Hallischen Studenten — denn hier heißen sie nicht Bursche — bemerkt, den ich noch nirgends gefunden hatte. Das war das Singen bei der Prorektor-Wahl. Diese wird in Halle auf den 12. Julius, als dem Stiftungstage der Universität, bekannt gemacht. An diesem Tage zogen die Studenten sonst schaarenweise zu sechs, acht und mehreren Hunderten durch alle Straßen und grölten Burschenlieder, auch die allerschändlichsten. Das Wesen ging schon gegen fünf Uhr an, und dauerte bis in die späte Nacht. Keine Straße wurde vergessen; die Herren durchbrüllten auch die Winkel der Stadt. Man denke, welches Fest das für den Pöbel, oder wie's in

Halle heißt, für das grobe Zeug gewesen sei und wie sich der Janhagel müsse gefreut und angeschlossen haben.

Das Besuchen der Dörfer ist in Halle eben so sehr Mode, als immer in Gießen und Jena. Der Student liebt überall Natur und Zerstreuung. Auf den Dörfern um Halle findet sich freilich eben nichts Besonderes, nicht einmal eine gute Kegelbahn. Aber der Hallische Student muß einmal Dörfer besuchen, und wenn's auch nur wäre, um gekünstelte Gesichter zu begaffen, Merseburger Bier zu trinken, mit dieser oder jener Schneidertochter, Stiefelwichserin oder Perückenmacherhure zu tanzen, oder des Sommers irgend einer Kornnymphe nachzuwittern.

Da die von den Hallensern besuchten Dörfer meist Sächsisch sind, so wird viel Geld außer Landes geschleppt. Schlettau, Passendorf und Reideburg sind daher wahre Blutigel für die Beutel der Studenten.

Auch Lauchstädt ist des Sommers ein wahres Verderben für die Hallische Universität. Welches Vergnügen kann der Herr Student in Lauchstädt erwarten? Die Gesellschaften der Badegäste stehen ihm nicht offen; keine Dame, kein Herr von Stande würdigt ihn eines Anblicks, er sei denn von Adel, und zwar von bekanntem Adel. Der Ton ist die Badezeit über so steif, als er es nur da sein kann, wo Stiftsadel den Ton angiebt. Was sucht er also da? Er, der sonst Ehrgefühl zu haben prätendirt? — Je nun, was der Student sucht! Er geht dahin, weil's zum Hallischen Comment gehört! Da sitzen sie beisammen, die Herren, gehen herum, vigiliren, und machen sich selbst Gesellschaft, spielen miteinander, besuchen die Komödie und helfen das Geld unter die Leute bringen. Viele ruiniren gleich den ersten Sommer ihre Kasse durch das Rennen nach Lauchstädt dergestalt, daß sie die Zeit ihres Studirens über nicht wieder zu Kräften kommen können, und immer große Schulden haben.

Die Bürger in Halle machen's den Studenten treulich nach, und laufen eben so wie diese auf die Dörfer, nach Lauchstädt und nach Leipzig, auch um sich zu erlustiren und ihr Geld an den Mann zu bringen. Ueberhaupt wird man finden, daß da, wo Universitäten sind, die Bürger größtentheils studentenmäßig leben, und den Ton derselben nachäffen. Man gehe z. B. nach Berlin oder nach Frankfurt am Main, auch nur nach Mainz und Straßburg, als wo die Universität von gar keiner Bedeutung ist, und daher keinen Einfluß auf den allgemeinen Ton hat, — und sehe, ob da die Bürger in den Wein-, Bier-

und Schnappshäusern ihre Zeit verschleudern. Da findet man arbeitsame, haushälterische Leute; hingegen in Jena, Halle, Gießen und an anderen Orten, wo Burschen-Comment herrschender Ton geworden ist, sieht es anders aus. In Halle zum Exempel sind alle Kneipen täglich voll; man gehe zu welcher Stunde man will, auf den Rathskeller, in die Bierhäuser und Branntweinschenken, und man wird da nicht eine finden, wo nicht mehrere Schneider, Schuster, Perückenmacher u. a. m. anzutreffen wären. Daß dieses kein gutes Zeichen ist, versteht sich von selbst; daß man wenig wohlhabende Handwerker da antreffen werde, kann man schließen, und man schließt ganz richtig. Die Leute haben guten Verdienst; aber ihre studentische Lebensart bringt sie um dessen Früchte. In Jena ist das noch viel ärger; da glaubt der Philister, es bringe ihm Schande, wenn er von seinem Verdienste des einen Tages mehr auf den anderen spare, als er gerade noch früh zu seinem Schnapse braucht.

Im Sommer 1782 war der bekannte Avanturier Abt mit einer Gesellschaft größtentheils elender Schauspieler zu Reideburg angekommen, und hatte da bei Meister Zacharias Schmid Quartier genommen. Ich besuchte gleich Anfangs dieses Spektakel, fand aber eine sehr elende Vorstellung recht guter Stücke, obgleich einige Akteurs, vorzüglich die Madame Abt, noch ziemlich waren. Allein die Hallischen Studenten, die größtentheils noch nichts von dergleichen gesehen hatten, und die Philister mit ihren Weibern und Töchtern liefen nach Reideburg schaarenweise, und beklatschten die Aktionen, als hätte ein Reinicke oder Fleck agirt, und eine Mara oder Cläron gesungen. Das Schauspielhaus war immer voll, und wer ein wenig spät kam, fand keinen Platz.

Der Prorektor ließ scharfe Befehle über das Komödienbesuchen anschlagen; wer einen angeben würde, nämlich von den Studenten, der wirklich in der Komödie gewesen wäre, sollte fünf Thaler Belohnung erhalten, und sein Name sollte verschwiegen bleiben. Der Schuldige sollte in solchen Fällen zehn Thaler Strafe geben. Dieser Verordnung ohnerachtet, und so viele auch darnach gestraft wurden, wurde doch Abt's Theater noch immer besucht.

Das Jahr darauf kam eine noch weit elendere Bande nach Passendorf. Ihr Direktor hieß Schmettau. Sie spielten abscheulich, und spielten, wenn sie gleich nicht mehr als zwei Thaler lösen konnten. Minna von Barnhelm habe ich auch da gesehen. Das Ding wurde

ärgerlich verhunzt. Schmettau hatte sich in die sogenannte Oberschenke einlogirt, seine Leute waren im Dorfe verstreut. Er konnte sich nicht lange halten. Denn seine Bühne wurde nur selten besucht, weil das Verbot noch immer fortdauerte, ja gar erneuert und mit aller Strenge befolgt wurde. Zwar verkleideten sich die Studenten, welche die herrlichen Schauspiele dennoch sehen wollten, in Bauern, Fleischer, Mädchen, Perückenmacher u. dgl., sie vermaskirten sich, und suchten auf diese Art den Spürhunden zu entgehen; allein die Anzahl der Zuschauer reichte doch zum Auskommen nicht zu. Endlich machte ein Verbot des Dresdner Hofes diesem theatralischen Unwesen auf den Dörfern um Halle ein Ende; die Hallische Universität hatte dies durch Vermittelung des Berliner Hofes bewirkt; und seitdem waren keine Komödianten mehr um Halle herum.

Saufen und Besaufen ist der Hallischen Studenten Fehler nicht; das ist in Jena und Gießen Mode; in Halle herrscht in Absicht des Trinkens viel Decenz. Das Bier ist hier nicht stark, und wer sich darin benebeln wollte, müßte eine gewaltige Portion zu sich nehmen. Branntewein wird noch weniger, oder vielmehr gar nicht getrunken. Wenn daher schon dieser oder jener sich nun dann und wann den Kopf schwer macht durchs kleine Glas, oder durch Wein und Punsch, so kommt dergleichen doch nicht auf die Rechnung der ganzen Studentenschaft. Genug, daß die Meisten sehr sauber und ordentlich — in Absicht des Trunkes sind.

Vor zehn Jahren war die Kleidung der Hallischen Studenten noch sehr mittelmäßig. Reichere kleideten sich gut, einige gar prächtig; bei den übrigen war ein Flausch, oder ein Rock der ganze Putz. Gestiefelt gehen beinahe alle, Winters und Sommers, wegen des elenden Hallischen Pflasters und um seidene Strümpfe zu ersparen. Die Form der Stiefeln ist meist reitermäßig, sowie der Stutz der Hüte, die jedoch mehr rund getragen werden. Dies Reitermäßige schreibt sich von denen her, die aus Reiter-Cantons gebürtig sind, und aus der allgemeinen Begierde junger Leute, zu Pferde zu paradiren. Alles Uebrige ist jetzt entweder englisch oder französisch, und verändert sich von der einen Leipziger Messe zur anderen; und gerade diese schleunige Abänderung in der Kleidung, in Rücksicht auf Materie, Farbe und Zuschnitt, macht, daß man auf den Tröbeln eine Menge recht niedlicher Kleider antrifft, und der Hallische Bürger und Handwerksbursche sich um ein Geringes sehr elegant kleiden kann.

Vor Zeiten hatten die Studenten in Halle den Ruf, daß sie übertrieben heilig wären. Man sieht dies aus dem ersten jener Verse, die man ehedem zur Charakterisirung einiger Universitäten geschmiedet hat. Ich will sie hersetzen:

Ach Gott, wie ist die Welt so blind!
Ich lobe mir ein schönes Kind!
Wer mir noch spricht ein Wort, den soll der Teufel fressen,
A bonne amitiè, so spricht der Bursch in Hessen.

Der erste dieser Verse zielte auf Halle, der zweite auf Leipzig, der dritte auf Jena, und der vierte auf Gießen.

Daß die Hallenser von der Stiftung der Universität an, bis ohngefähr auf die Zeiten des siebenjährigen Krieges Frömmlinge gewesen sind, ist allerdings wahr, und daß der bösartige Einfluß dieses frömmlichen Wesens sich von da aus weit und breit ausgedehnt hat, ist auch wahr. Allein wer noch jetzt über Hyperdulie der Hallenser klagen wollte, würde ihnen wahrlich zu viel thun. Seitdem ich die Studenten in Halle kenne, waren sie zwar keine Atheisten, aber auch keine pietistischen Kopfhänger. Die Kopfhängerei hat ehedem ihren Ursprung zu Leipzig in den frommen Zusammenkünften einiger superfrommen Magister gehabt, und wuchs hernach auf dem Hallischen Waisenhause zu einer solchen Größe heran, daß man Alle für Satanskinder ausschrie, die den Kopf gerade trugen, und ihre freie unbefangene Miene Jedermann hinzeigten. Lustigkeit und aufgewecktes Wesen hießen grobe Sünden, und nur der war Gott, oder was gleich viel galt, den Vorstehern der heiligen Waisen-Anstalten angenehm, welcher aussah, wie ein Büßender. Kirchen versäumen war Hochverrath, und nicht alle Jahre vier oder acht Mal zum Nachtmahl gehen, hieß den Heiland verleugnen. Die meisten theologischen Studenten, wenn sie auch die Waisenhäuser Beneficien nicht genossen, ahmten diesem frömmelnden Wesen nach, und lernten sehr bald die Kunst, wie so mancher übertünchte Pietist, in der Welt ohne Kopf, ohne Herz, ohne Kenntnisse und ohne reelle Sitten sein Glück zu erheucheln. So wurden nun die meisten Studenten Frömmlinge, und seufzten: „Ach Gott, wie ist die Welt so blind!“

Aber Dank sei es dem besseren Genius der Musensitze! Unter Friedrichs des Großen Regierung fiel diese Frömmelei in die verdiente Verachtung. Die Singereien, die Stuben-Betstunden und anderen so-

genannten Andachtsübungen wurden als Fratzen und Possen angesehen, woran nur ein Schwindelkopf oder ein Heuchler Gefallen finden könnte. Der Waisenhäuser Ton verlor glücklich sein Ansehen, und Niemand, als wer mußte, machte ihn noch so zum Scheine mit; ja man ging noch weiter; man fing an, den Ton des Waisenhauses zu verachten und zu spöttischen Vergleichungen anzuwenden. Studenten können auch keine Heilige sein. Selbst auf dem Waisenhause lebt und denkt man schon menschenwürdiger; die alte pietistische Möncherei hat nur noch wenig Spuren. Die Stutzperücken sind schon meist verschwunden; die beiden Herren Mitdirektoren, Knap, Niemeyer und die Inspectoren der lateinischen Schulen dieser Anstalt tragen ihr eigenes Haar, und kleiden sich nach der Mode. Das ewige Gesinge hat auch schon nachgelassen. Kurz, auch hier wird schon Alles werden gut, und Frömmelei sein und bleiben der Brandmark — verschmitzter kleiner Seelen.

Den Orden der Amicisten fand ich auch in Jena im besten Flor; er behauptete damals den Vorzug auf der ganzen Universität, und bestand vorzüglich aus Mosellanern. Die Ordensbrüder hielten sich aber jetzt stille, weil kurz vor meiner Ankunft eine Untersuchung wider sie ergangen war. Die Mosellaner waren zu der Zeit die angesehensten Bursche, wenigstens die fidelsten, welche das meiste Bier soffen.

Außer der Mosellaner Landsmannschaft spielten die Liefländer und Meklenburger eine ansehnliche Rolle. Die Landeskinder waren wie überall, wo sehr viel Fremde sind, und das Land klein ist, am wenigsten geachtet. Die Nähe oder die Aufsicht der Eltern hält sie etwas knapp; sie können also nicht so recht mitmachen, und dadurch sinkt ihr Ansehen.

Der Ton der Jenenser war blos durch mehrere Roheit von dem der Gießer unterschieden. Der Jenenser kannte — wenigstens damals — keine Komplimente; feine Sitten hießen Petitmäterei, und ein derber Ton gehörte zum rechten Comment. Dabei war der Jenenser nicht beleidigend grob, oder impertinent; vielmehr zeigte sich viel Trauliches und Dienstfertiges in seinem Betragen. Ich habe hernach den viel feineren Ton in Göttingen, und den superfeinen Leipziger kennen gelernt.

Als ich die Universität Göttingen bezogen hatte, begab ich mich gleich mit meinem Freunde Sturm zum Schnapps-Konradi, einem Bruder des Schnapps-Konradi in Halle. Wir fanden einige Studen-

ten da, welche aus kleinen Bowlen Punsch und aus Fingerhutgläschen Schnapps tranken. Ich forderte ein Glas Schnapps, und Sturm auch eins. Man brachte es uns, aber in kleinen Gläschen; ich ließ mir also einen Bindfaden geben, um das Gläschen anzubinden, damit, wenn es, wie ich sagte, die Kehle hinein wischte, ich es herausziehen könnte. Man lachte über meinen Einfall, beklatschte ihn, und wir ließen uns ein Rößel Schnapps geben, leerten es aus und gingen so wohlbezecht nach Hause. Wir fuhren fort, den Schnapps-Konradi fleißig zu besuchen; waren aber doch nicht im Stande, die Mode, aus Rößeln zu schnappsen, einzuführen, obgleich Einige es nachmachten.

In Jena hat der Bursch seine sogenannte Scharmante; das ist ein gemeines Mädchen, mit welcher er so lange umgeht, als er da ist, und das er dann, wenn er abzieht, einem Anderen überläßt. In Göttingen hingegen sucht der Student, der's zwingen kann, das heißt, der Geld hat, bei einem vornehmeren Frauenzimmer anzukommen, und macht dem seinen Hof. Gemeiniglich bleibt es beim Hofmachen, und hat keine weiteren Folgen, als daß dem Galan der Beutel tüchtig ausgeleert wird. Manchesmal geht das Ding freilich weiter, und es folgen lebendige Zeugen der Vertraulichkeit, die eine Ritterstochter oft eben so bezaubernd fesselt, als eine gefällige busenreiche Aufwärterin.

Man hat es als einen Vorzug der Göttinger Universität angesehen, daß daselbst der Student Gelegenheit habe, in Umgang mit Familien zu kommen. Man hat gesagt, das wäre ein Mittel, wodurch er die Rohheit der Sitten ablegen, und sich verfeinern könnte. Ich weiß aber einmal nicht, ob der Familienton in Göttingen so fein sei, daß sich ein junger Mensch daran auspoliren könne, und dann steht gewöhnlich nur da die Thür auf, wo man gern auf Unkosten der Studenten sich Vergnügen macht.

Die Studenten in Leipzig haben mir durchaus nicht gefallen; ihr Wesen ist weder burschikos noch fein; und an Fleiß lassen sie's auch nicht wenig fehlen. Sie haben der Zerstreuungen zu viel, vorzüglich des Sommers und zur Meßzeit. Aus Rousseau's Kapitel über die Erziehung und Bildung der uns umgebenden Gegenstände, ließe sich hier Manches anbringen. — Viele, besonders Theologen, nähren sich von Informationen, und kommen den Straßburger Schanzern ziemlich gleich. Es ist ein trauriges Leben für einen Studenten, wenn er von der Gnade eines Philisters leben muß; der Philister betrachtet ihn als seinen ersten Bedienten.

Ueberall fand ich bei den Herren Leipzigern große Armseligkeit und glänzendes Elend. Sie trugen zwar seidene Strümpfe beim tiefsten Dreck, gehen wie die Tanzmeister parisisch; schleichen hundertmal des Tags vor den Fenstern vorbei, wo sie ein hübsches Gesicht wittern, und werden in den dritten Himmel entzückt, wenn ihnen ein solches Gesicht freundlich zulächelt; ist das aber männliches Wesen, das den Hallenser so kenntlich auszeichnet? — Sonst ist das L'hombre-Spiel unter den Leipzigern sehr gebräuchlich. Zur Zeit der Messe müssen die Meisten auf dem Boden unterm Dache, oder hinten neben dem Abtritt wohnen, weil zu dieser Zeit ihre Stuben von Fremden bezogen werden. — Wenn die Hallenser nach Leipzig kommen, so machen sie da doch Figur, und Jedermann sieht nach ihnen; wenn aber Leipziger sich zu Halle einfinden, so werden sie gar nicht bemerkt, wenigstens nicht für Studenten angesehen.

10. Die Eulerkappereien in Gießen.

Zu Gießen am Wagengäßchen wohnte ein gewisser Euler, welcher in seiner Jugend Theologie studirt hatte, hernach aber wegen eines illegalen Beitrags zur Bevölkerung, der durch seines Vaters Magd zum Vorschein gekommen war, die Hoffnung verlor, ein geistliches Amt zu bekleiden. Er hatte die Mädchenschule in Gießen angenommen, war dabei Leichenbitter, Kantor in der Zuchthauskirche, und Klingelbeutelträger in der Stadtkirche. Dieser Euler, oder nach dem Ekelnamen, den ihm die Studenten gegeben hatten, Eulerkapper, war ein äußerst lächerlicher Mensch; seine Mienen, sein Anzug, sein Gang, kurz Alles war so auffallend beschaffen, daß ihn Niemand ansehen konnte, ohne überlaut zu lachen. Er war eben darum der allgemeine Gegenstand für die Neckereien der Gießer Studenten; und diese Neckereien nannte man — Eulerkappereien. Was man Alles mit ihm vorgenommen hat, lehrt unter anderem Folgendes.

Neben Eulerkappern wohnte ein Student, Schacht mit Namen, welcher aus seinem Kammerfenster gerade in dessen Putzstube sehen konnte. Der Student nahm einmal den Zeitpunkt in Acht, als das Fenster dieser Putzstube offen stand, befestigte seinen Kammertopf an eine Stange, langte dieselbe hinüber und leerte den Topf — es war Unrath von verschiedener Gattung darin — in der Putzstube aus. Euler mußte das Ding bald erfahren, mußte auf den Urheber schlie-

ßen, und nun war es ganz natürlich, daß er ihn beim Rector verklagte.

Der Student wurde vorgefordert, er lehnte aber die Beschuldigung von sich ab, durch Vorgeben: daß manche Bursche in seiner Abwesenheit auf seine Stube zu gehen pflegten, und da könnte es immer sein, daß sie den Muthwillen verübt hätten. Er für seine Person wäre von dergleichen schmuzigen Affairen weit entfernt. — Auf diese Art kam Bruder Schacht ohne Strafe davon, und der Rector lachte blos über den Einfall, einen Kammertopf in ein fremdes Visitenzimmer auszuleeren.

Den folgenden Sonntag versammelte Herr Schacht eine große Menge Studenten auf seiner Stube. Kaum war Euler mit Frau und Tochter zur Kirche, so wurde sein Fenster mit einer Stange eingestoßen, und auf die vorhin beschriebene Art eine Menge Ladungen in die Putzstube transportirt. Euler erfuhr schon auf dem Rückweg nach Hause, was vorgefallen war. Er klagte, aber nun halfen dem guten Schacht seine Ausflüchte nicht; er mußte vier Tage ins Karcer, mußte Eulern das Fenster neu einscheiben lassen, und dreißig Kreuzer zur Reinigung der Putzstube hergeben.

Zu Gießen war es damals Mode, daß ein inkarcerirter Student einen anderen des Nachts zur Gesellschaft bei sich haben konnte. Herr Schacht wählte mich dazu; ich ging hin, und hier verbanden wir uns, den Euler forthin auf alle mögliche Art zu necken und zu beschimpfen. Ich hielt redlich Wort, wie ich denn überhaupt bei dergleichen Versprechungen niemals wortbrüchig geworden bin. Wäre ich nur in anderen Dingen auch so genau gewesen!! Ich hielt Wort, und verirte den Eulerkapper gleich am folgenden Abend, und warf ihm die Fenster ein. Aber das Unglück wollte, daß ich erkannt und beim Prorector angegeben wurde. Dieser dictirte mir zwei Tage Karcer, und die Unkosten für die eingeworfenen Fensterscheiben. Einige andere Freunde, welche den Eulerkapper auch verirt hatten, kamen gleichfalls aufs Karcer, oder wie man in Gießen spricht, nach Cordanopolis *). Darüber ergrimmte die ganze Burschenschaft, und schwur dem Eulerkapper den Tod.

Schacht indicirte nun ein Parlament, welches sich im Rappen versammelte, und ein Urtheil über den Eulerkapper sprechen sollte.

*) Der damalige Karcerknecht hieß Conrad. Diesen Namen veränderten die Studenten in Cordanus, und das Karcer hieß daher, und heißt noch Cordanopolis.

Das Parlament kam zusammen, Schacht redete, nachdem jeder seinen Bierkrug vor sich, und seine Pfeife angesteckt hatte, die Versammlung an, und stellte ihr vor, wie Euler, der Mädchenschulmeister, bisher Ursache gewesen sei, daß so manche brave honorige Bursche ins Karcer gekommen und sonst gestraft worden wären; daß also eine allgemeine Entscheidung zu fassen sei, wie man es in Zukunft mit dem Euler halten sollte. Er für sein Theil fände nothwendig, daß man ihm einen angemessenen Ekelnamen beilegte. — Hierauf wurde debattirt und endlich beschlossen: daß der Mädchenschulmeister Euler in Zukunft Eulerkapper heißen und jeder Bursche ihn wenigstens einmal die Woche periren sollte. Die Perificationsformel wurde auch durch die meisten Stimmen folgendermaßen angegeben: „Es leben Ihre Magnificenz, der Herr Johann Heinrich Eulenkapper, Ritter von Fellago, des heiligen Römischen Reichs Großkroneselsohrträger, Hundsfott und Schwerdtfeger, hoch und abermal hoch und noch einmal hoch! Pereat Eulenkapper!“ — Dabei sollte, wenn sich's sonst thun ließe, der Perifikant dem Eulenkapper auch die Fenster einwerfen.

Das löbliche Parlament gab gleich denselben Abend ein Beispiel der Befolgung der sanctionirten Gesetze. Alle Assessoren, nachdem sie sich derb benebelt hatten, zogen vor des armen Mannes Haus und perirten ihn in der besten Form. Der Eulerkapper, welcher sich nicht getraute, vor seine Thür zu treten, mußte dem Lärmen ungerächt zuhören, denn er kannte Niemanden, war also nicht im Stande, einen Perifikanten bei der Obrigkeit anzugeben.

Seit dem Parlamentstage hatten die Kappereien kein Ende; alle Abende wurde von mehr als hundert Studenten pereat Eulerkapper gegrölt, und eine Fensterkanonade vorgenommen. Ja, einst perirten ihn gar zwei junge Frauenzimmer. Es blieb aber nicht beim Periren und Fenstereinschmeißen allein, es wurden auch Pasquille, Liedchen und scheußliche Gemälde gemacht, und aller Orten, besonders in der Gegend des Hauses dieses geplagten Schulmeisters, angeklebt.

Da so oft Studenten vom Kapper erkannt wurden, so kamen auch nicht wenige aufs Karcer. Freilich war diese Strafe niemals scharf; ein, höchstens zwei, bei öfterer Wiederholung auch drei oder vier Tage Arrest, war die ganze Züchtigung — nebst der Bezahlung der zerschmissenen Fensterscheiben. Der Rector lachte allemal, wenn er Jemanden wegen Kapperei vorhatte. Vorzüglich gefielen diese Possen dem Herrn Bechtold, welcher mich besonders, freilich im Spaß und mit großem

Gelächter, des Satans Engel hieß, der Eulerkappern mit Fäusten schlüge. Dafür mußte ich indeß doch nach Cordanopolis wandern.

Ehemals war das Karcer in Gießen sowie die Karcer auf anderen Universitäten, blos mit dem Namen derer bemalt, welche in demselben kampirt hatten, aber seit den Eulerkappereien fing's auch an, an den Wänden tapezirt zu werden. Anfangs wurde blos der Eulerkapper gerade der Thür gegenüber gemalt, mit schwarzem Rock, gelber Weste, rothen Beinkleidern u. s. w. Bald hernach wurde ein Teufel in scheußlicher Gestalt vor ihm hingestellt, der ihm Brüderschaft zutrank. Die Malerei blieb nicht beim Eulerkapper stehen, es wurden noch mehr Personen mit Epigrammen abkonterfeiet, — und auf diese Art wurden alle Wände so voll, daß innerhalb Jahresfrist kein Platz zu Portraits übrig blieb.

Ein gewisser Student, Namens Anaker, sollte einmal eingesteckt werden; er stellte aber gleich am ersten Abend bei Herrn Bechtold vor, daß er sich vor den vielen im Karcer abgemalten Teufeln fürchte, und wurde losgelassen.

11. Studentenrevolten.

Im Frühlinge des Jahres 1776 kam der Bruder des regierenden Herzogs von Würtemberg durch Gießen, mit seiner Tochter, die für den Russischen Großfürsten zur Gemahlin bestimmt war. Der Herzog logirte über Nacht im Posthause. Die Studenten wußten das vorher, und machten Anstalt zu einer Serenade, so gut man dergleichen in Gießen haben kann. Die Gießer Hautboisten, die sich freilich unter Meister Wittich's Anführung wenig über gemeine Bierfiedler erheben, wurden in Beschlag genommen, und damit Alles recht feierlich herginge, wurden Pechfackeln bestellt, für Jeden ein Paar. Der Herr Rector wußte um Alles, und ließ uns machen, bis an dem Tage, für den die Serenade bestimmt war. Da erschien plötzlich des Nachmittags um drei Uhr ein Edict am schwarzen Bret unter dem Rubrum: Rector Universitatis Ludovicianae cum Senatu, worin den Studenten durchaus verboten wurde, der Prinzessin von Würtemberg Musik zu bringen; sonst möchten sie Musik bringen wem sie wollten; man wolle ihnen ihre Gerechtsame nicht schmälern.

Die Studenten lasen den Anschlag; viele geriethen darüber in Furcht, weil Rector Ouvrier dabei gesetzt hatte: sub poena relegationis

in perpetuum; allein die Entrepreneurs der Serenade, Herr Lang aus dem Nassauischen und Herr Bohy aus Mümpelgard setzten auf dem Billard, wo eine Zusammenkunft war, fest, daß das infame Hundsfötter, Drostika und Laxierpillen sein sollten, die sich an des Röckels Befehl kehren würden; wer ein rechtschaffener honoriger Bursch wäre, käme auf den Abend, das Trifolium, den Rector und die verfluchten Pedelle Möser und Stein tief zu perimen! — Das war das conclusum, welchem streng nachgelebt wurde. Ich selbst hatte viel zu läppische Begriffe von akademischer Freiheit, als daß ich diese Gelegenheit nicht hätte ergreifen sollen, mich zu zeigen, und übernahm eine Adjutanten Stelle. Gegen Abend versammelten sich alle Bursche auf dem Kirchenplatz, und nach acht Uhr warteten wir dem Herzog mit der Serenade auf. Er schien mit dieser Achtung gegen ihn außerordentlich zufrieden zu sein, und dankte nebst der Prinzessin sehr höflich. Auch lies er im Posthause so viel Wein auftischen, als uns zu trinken beliebte. Da die meisten ohnehin schon beinahe zu viel hatten, so kam es jetzt dahin, daß der ganze Haufe sehr bezecht wieder abzog.

Auf dem Kirchenplatz wurden die übrigen Fackeln und Fackelstummel verbrannt, der akademischen Freiheit ein Vivat und den Unterdrückern derselben ein helles Pereat geschrieen. Sofort wurde das schwarze Bret, woran das Edict geheftet war, herabgerissen, in Stücken zerschlagen und ins Fackelfeuer geworfen. Das war nun das völlige Signal zum Tumulte. Die ganze Nacht ging der Spektakel nach Panduren Art fort, bis an den hellen Tag; der arme Eulerkapper mußte schrecklich herhalten; dem Schuster Wannich wurde das Haus gestürmt, und alle Fenster eingeschmissen. Dem Rector erscholl manches wilde Pereat.

Den andern Tag früh setzten sich die Hauptanführer Lang und Bohy zu Pferde, und ritten nach Butzbach, wo damals Herr Koch sich auf dem Landtage aufhielt. Sie stellten vor, was geschehen war. Koch ermahnte sie zur Ruhe, und versprach ihnen Genugthuung, und wenn auch der höllische Satan Rector wäre. Das waren seine eignen Worte.

Obgleich die Hauptanführer nicht in Gießen waren, so fehlte es doch nicht an solchen, welche den Aufruhr verbreiteten und unterhielten. Kein Mensch wollte weiter ins Kollegium, bis nach ausgemachter Sache. Der Rector ließ in aller Eile wieder ein schwarzes Bret verfertigen, ermahnte zum Frieden und hielt ein Concilium, worauf sich Lang und Bohy, die jetzt von Butzbach zurück waren, mit aller möglichen In-

solenz und Grobheit vertheidigten. Herr Ouvrier wurde nun noch mehr aufgebracht, und da er sich von Darmstadt aus Unterstützung versprach; so ließ er die Relegation der beiden Anführer anschlagen; den Andern wurde die Carcerstrafe zuerkannt. Aber nun gings auch vollends los. Den folgenden Tag sahe man an verschiedenen Orten der Stadt Zettel angeheftet, worin von Seiten der Bursche verboten wurde, in ein Collegium zu gehen, und wer hineinginge, bekam nicht nur die allerschönsten Beinamen, sondern man wollte ihn auch mit der Hundspeitsche begrüßen, und er sollte ein blamirter Junge sein und bleiben. Das schwarze Bret litte abermals Noth.

Ouvrier hielt von Neuem ein Concilium; woran aber nur wenig Professoren Theil nahmen, und bestätigte die zuerkannten Strafen. Dies war Oel ins Feuer gegossen; es empörte noch mehr.

Aber warum verfuhr denn Herr Ouvrier so? Man muß wissen, daß er ehemals Lehrer der fürstlichen Kinder in Darmstadt gewesen war, und folglich auch die erste Gemahlin des russischen Großfürsten unterrichtet hatte. Nun schien es ihm nicht recht zu sein, daß man im Darmstädtischen zu eben der Zeit, wo man noch über den Tod jener Fürstin trauerte, Freude über derselben Nachfolgerin feierlich beweisen wollte. Das war so seine Empfindung, und da glaubte er denn durchzudringen. Beiher rechnete er auch auf den Beistand seines Schwiegervaters, und ärgerte sich, daß sich die Bursche an den Kanzler gewandt hatten, und ihm auf dem Concilium grob begegnet waren; und so beging er eine Uebereilung, welche ihm so viel Unlust und so wenig Ehre gebracht hat.

Nachdem man gewiß war, daß Lang und Bohy relegirt waren, so versammelten sich alle Studenten auf den größern Plätzen in Gießen, und berathschlagten, was zu thun wäre. Kurz, es wurde einhellig beschloßen, auszuziehen, und sich auf die Dörfer zu begeben, bis man Genugthuung erhalten hätte.

Der Rector bat den General von Rothberg und den Obristen Zangen um einige Patrouillen, welche den Scandal stillen sollten, den die Studenten durch ihr wildes Herumlaufen und Toben auf den Straßen erregten. Aber die Herrn erwiederten: „Die Sache ginge sie nichts an; die Studenten vertheidigten ihre Rechte, und darin könne man sie nicht stören.“

Gegen ein Uhr ging der Zug zum Thor hinaus, und keine zehn Studenten blieben in der Stadt. Die Hautboisten bließen vorn weg,

und dann folgten die Bursche. Viele hatten sich mit Kienruß große Bärte in die Gesichter gemalt, und trugen Husarenpelze, und große Husarensäbel, welche sie von den Gießischen Husaren geborgt hatten. Sie saßen zu Pferde, und machten die Anführer, Schließer und Adjutanten. Ich schloß den ganzen Zug, und hatte mich so verstellt, verkienrußt, daß mich Niemand erkennen konnte.

Auf dem nächsten Dorfe wurde Halt gemacht, gezecht, dann auf ein anderes marschirt, und dabei alle mögliche Possen verübt, wie man leicht denken kann.

Am andern Morgen kamen Lang und Bohy von Butzbach, und verkündigten uns den nähern Willen des Kanzlers. Er würde, so hieß es, uns vollkommene Satisfaction schaffen; keinem Menschen sollte ein Haar gekrümmt werden: nur sollten wir ruhig nach Gießen zurückkehren, und das Lärmen einstellen. Auf diese Versicherung bezogen wir wieder die Stadt: aber die Gährung dauerte noch über acht Tage fort, so daß auch kein Professor Kollegien lesen konnte, Der Kanzler machte indeß einen Bericht nach Pirmasens an den Landgrafen — nach seiner Art—worin er das Vergehen der Studenten entschuldigte; hingegen den Rector als die einzige Ursache des Tumultes, und des Schadens und Schimpfes für die Universität schilderte. Auf diesen Bericht wurde der Rector sogleich abgesetzt, und sein Amt auf den Dr. Bechtold übertragen. So endigte sich dieser Mäusekrieg; aber die Katastrophe zog dem verschwärzten Herrn Ouvrier ein Gallefieber zu.

In den Ferien des Jahres 1777 kam ein gewisser Wittenberg nach Gießen. Er war ein Genie, — focht unverbesserlich auf Hieb und Stich, und spielte die Geige und den Baß meisterhaft; war aber dabei der liederlichste Kerl, den man sich vorstellen kann. Durch diesen Menschen, der sich zu den Amicisten gesellte, entstand allerlei Unruhe, und manche Schlägerei. Die Amicisten bekamen daher eine Menge Gegner und Feinde, und die Gährung ward allgemein. Endlich trafen einmal einige vor der Stadt am Wasser zusammen, und behandelten sich, wie besoffene Bauern; sie schossen sogar auf einander; und ein gewisser Lange aus dem Elsaß, wurde durch einen Schuß so gefährlich verwundet, daß man an seinem Leben lange zweifelte. Er mußte über fünf Monate die Stube hüten. Einer, Namens Conradi, hieb einen Andern dergestallt zusammen, daß man mehr als zwölf Wunden vorfand. Dieser Auftritt endigte den Spektakel noch nicht, und so klein die Universität war, fielen doch innerhalb acht Tagen mehr als dreißig Schlä-

gereien vor. Die Antagonisten der Orden wollten die Ordensbrüder und die Orden herunter haben; und diese suchten ihren Vorzug, den sie sich einmal angemaßt hatten, zu behaupten.

Endlich, nachdem die Händel schon sehr lange gedauert hatten, fing der Prorector an, zu inquiriren. Einige wurden relegirt, z. B. Wittenberg; Andere mußten aufs Carzer; und einen gewissen Breithaupt führte man nach Pirmasens ab, und steckte ihn daselbst unter die Soldaten. Aber durch diese Proceduren ward der Raufereien noch kein Ende; täglich hörte man von Neuem Skandal und neuen Strafen.

Ich war bei der Sache nicht ruhig geblieben; der Senior meines Ordens war weggejagt, und der Senior von unsrer Landsmannschaft war auch bestraft worden. Ich ermahnte daher, so viel ich konnte, die guten Freunde zur Standhaftigkeit, und legte selbst Hand an, so viel ich konnte. Der Prorector schickte mir einmal den Pedell Möser; da er mir aber grob zusprach, warf ich ihn zur Thüre hinaus, und maulschellirte ihn zur Treppe hinunter. Nun brannte Alles gegen mich. Ich wurde abermals citirt, erschien aber nicht; endlich beschloß man, mich zu relegiren, oder vielmehr mir das Consilium abeundi zu geben.

Man hatte damals gewiß Ursache, mich fortzuschicken; ich hatte auch ein skandalöses Lied auf den Rektor und Kanzler gemacht, welches die Studenten des Abends auf der Gasse absungen.

Ich wünschte aber in Gießen zu bleiben. Als ich nun hörte, daß man mich relegiren wollte, und daß einer meiner Freunde schon wirklich relegirt sei, ging ich zum Rektor, gab gute Worte und meine Relegation wurde aufgehoben; ich aber doch auf vier Wochen ins Carzer gesetzt.

Auf dem Carzer studirte ich fleißig, und Herr Böhm versah mich mit Büchern aus seiner Bibliothek. Aber indessen ich auf dem Carzer war, entstand ein gefährlicher Aufstand. Der Rektor wollte nämlich die überall schädlichen Geldstrafen einführen, welche mehr eine Strafe für die Eltern, als für ihre studirenden Söhne sind, und die bisher in Gießen unerhört waren. Darüber kam nun Alles in Harnisch; die feinseligen Gesellschaften und Innungen versöhnten sich mit einander, machten gemeinschaftliche Sache, lärmten, tobten, und zogen aus, wie sie im vorigen Jahre ausgezogen waren.

Sie zogen wieder auf Darmstädtische Dörfer, bis sie merkten, daß man Miene machte, sie von da nach einigen Tagen weg zu holen, und mit Gewalt nach Gießen zurück zu schleppen. Jetzt begaben sie sich ins Weilburgische, wo die meisten in Atzbach und Gleiberg den ganzen

Sommer über zubrachten. Die Universität sah sehr traurig aus, und mehrere Professoren mußten ihre Vorlesungen aussetzen. In Gleiberg lagen die Burschen in den Scheunen und Bauernstuben auf dem Stroh, und sahen aus, wie die Hottentotten. Wie viel Unordnungen und Skandale da vorgegangen sind, kann man denken.

Dem Kanzler und Rektor war es bei der Sache nicht wohl zu Muthe; sie befürchteten, wenn dergleichen Possen vor den Landesherrn kämen — in Darmstadt hatten sie schon Alles zu ihrem Vortheil eingelenkt — so möchte man sie zur Rede stellen; denn sie waren es doch, die durch eine unzeitige Einführung ganz neuer Strafen, die erste Gelegenheit zu den Händeln gegeben hatten, und recht wohl wußten, daß die Geldstrafe ihre und nicht des Fürsten Erfindung, waren. Um indeß den übeln Folgen vorzubeugen, suchten sie um eine Kommission bei dem Kuratorium an, und der Kurator, Herr Geheime-Rath Heß erschien selbst in Gießen, inquirirte, und hob die Geldstrafen auf. Einige schon in die Kassen der Herren gefallene Gelder wurden auch wieder zurückgegeben. Aber Herr Heß war nicht im Stande, den Tumult zu stillen, und die Universität zu beruhigen. Die meisten Bursche blieben auf den Dörfern bis zum Herbst, wo sie entweder abgingen oder andere Universitäten bezogen; einige brachten den Winter in Gleiberg zu.

Die Frankfurter Zeitungen meldeten sehr oft Neuigkeiten vom Gießer Kriege, uud die Universität gerieth darüber in einen gewaltigen Mißkredit, oder vielmehr wurde der Mißkredit, worin sie sich schon seit langer Zeit befunden hatte, dadurch sehr vermehrt. Unter Andern las man folgenden Artikel darin:

„Gleiberg, den 4. August. Die Universität ist von Gießen hierher verlegt worden. Wir haben unsern Rector, Kanzler und Professoren. Zu den vier Fakultäten ist noch eine fünfte gekommen, nämlich die Zotologische, worin sich die Lehrer ganz besonders verdient machen. Alle Gemeinschaft mit Gießen ist abgeschnitten; die dasigen Herren mögen den Schülern vom Pihjo Kollegia lesen." — Pihjo — so heißt das Pädagogium in Gießen.

In Gleiberg ließ ich mich zum Professor der edlen Kunst der Zotologie ernennen, und las über ein von mir selbst geschriebenes Kompendium, dem ich den Titel Elementa Zotologiae five Aeschrologiae tam theoreticae quam practicae gegeben hatte, und das damals häufig abgeschrieben wurde.

Die Universität suchte auch in Weilburg darum an, daß man die

Gießer Studenten von den Weilburgischen Dörfern entfernen möchte; aber das geschah nicht; vielleicht dachte man in Weilburg: haben die Gießer Herren den Karren in den Koth geschoben, so mögen sie selbst sehen, wie sie in wieder herausziehen!

Bei allem diesem Lärmen vergaßen wir indeß den Eulerkappen in Gießen nicht; es wurden von Zeit zu Zeit Deputirte nach der Stadt geschickt, die den armen Mann veriren, und Pasquille auf ihn anschlagen mußten. Um der Verfolgung zu entgehen, veränderte er seine Wohnung, aber es blieb beim Alten.

Nach den Michaelis Ferien wurde es zwar wieder ruhig; allein die arme Universität hatte eine ansehnliche Anzahl Studenten verloren, und mußte obendrein denen, die geblieben waren, nun mehr Freiheit gestatten, als vorhin, um sie nicht noch auch zu verscheuchen. Aus der Bereitwilligkeit dazu, haben wir hernach geschlossen, daß die Herren einen derben Verweis von Pirmasens aus mußten bekommen haben.

12. Die Generalstallung und das wüste Gesicht.

Zu den groben Unanständigkeiten, welche in Gießen Mode waren, gehörte die Generalstallung, und das wüste Gesicht. Jene wurde so veranstaltet, daß zwanzig, dreißig Studenten, nachdem sie in einem Bierhause ihren Bauch weidlich voll Bier geschlungen hatten, sich vor ein vornehmes Haus, worin Frauenzimmer waren, hinstellten, und nach ordentlichem Kommando und unter einem Gepfeife, wie es bei Pferden gebräuchlich ist, — sich auch viehmäßig, ich meine, ohne alle Rücksicht auf Wohlstand — erleichterten. Das garstige oder wüste Gesicht war eine Larve von scheuslichem Ansehen, welche an einem Bündel zusammengerollter Lappen auf einer hohen Stange befestiget ward. Diese Larve nahm ein Student — ich selbst habe eine dergleichen gehabt — trat des Abends spät vor ein Haus, wo die Leute, wie es in Gießen sehr gewöhnlich ist, wegen der Feuchtigkeit, im zweiten Stock logiren, und klingelte oder klopfte. Kam nun Jemand ans Fenster, um zu sehen, wer da wäre; so hielt man ihm das wüste Gesicht vor, worüber dann die guten Leute zu Tode erschracken. Wir gaudirten uns aber baß darüber.

III.

Kirchliche Zustände.

1. Weimaraner Bildung.

Auf dem Wege nach Erfurt *) mußte ich liegen bleiben. Meine engen Stiefeln hatten mir die Füße aufgerieben. Schon in Naumburg merkte ich das, und wusch mir das Geschundene mit Spiritus; aber es ward auf dem holpricht-gefrornen Wege nur noch schlimmer, und nöthigte mich in einem weimarischen Dörfchen liegen zu bleiben. Das Dörfchen hieß Neustädt, gemeinhin Neischt, und der Wirth Krippenstagel. Dieser war Bierbrauer, Brantweinbrenner, und mästete beiher auch Schweine. Es war ein lustiger, munterer Mann, der gern von politischen Neuigkeiten schwadronirte; seine Frau und Töchter waren auch recht gute Dinger. Der Mann schien Vermögen zu haben. Ich mußte vier ganze Tage da bleiben, bis mein Fuß wieder fort konnte. Um mir die Zeit zu vertreiben, las ich in einem lateinischen alten theologischen Schmäher, den mir der Herr Kantor borgte — es war Waltheri Harmonia Biblica — und unterhielt mich des Abends mit dem Herrn Kantor. Dieser Mann, sonst ein großer Liebhaber vom Schnaps, liebte das Sprechen über theologische Sachen, und haßte alle Freigeisterei. Doch war er, wie er sagte dem Aberglauben gram, und sprach von Gespenstern, Hexen und Koboldan mit Verachtung. Er erzählte mir eine Anekdote von seiner gnädigen Herrschaft, welche mir damals unwahrscheinlich vorkam, die ich aber hernach in einem Buche bestätigt gefunden habe. Des jetzigen Herzogs von Weimar Großvater sollte nämlich vor ungefähr 40 Jahren befohlen haben, daß man in jedem Dorfe an einem gewissen Tage einige hölzerne Teller auf eine gewisse Weise konsekriren sollte. Diese konsekrirten Teller sollte man unter gewissen magischen Zeichen und Worten, wenn eine Feuersbrunst entstünde, einen nach dem andern hinein werfen; es würde alsdann beim Wurf des dritten Tellers das Feuer gewiß erlöschen. Wenn aber nach vierzig Jahren der Weimarische Landesherr und seine Räthe so finster

*) Auf einer Reise von Halle in die Heimath.

waren, wen könnte es wundern, daß noch 1787 die dickste Finsterniß auf den Weimarischen Dörfern herrschte! Man sollte gar nicht glauben, daß diese einem Landesherrn angehörten, dessen Residenzstadt mit den hellsten Köpfen Deutschlands geschmückt ist. Hier sieht man recht augenscheinlich, daß auch die besten Schriftsteller nicht einmal in ihrem nächsten Umkreise auf die Volksklasse wirken, wenn Kirchen- und Schullehrer nicht die verdolmetschenden Vehikel ihrer Belehrung werden. Selbst lesen thut der gemeine Mann in Städten und Dörfern selten; und liest er auch, so ist das Meiste für ihn zu hoch; wo soll er also Licht hernehmen, wenn man es ihm in der Schule und Kirche unter Scheffeln versteckt, oder noch ärger ist, wenn selbst Schul- und Kirchenlehrer so düster leuchten, daß sie des Putzens von allen Seiten selbst bedürfen! und daß dies der meiste Fall auf den meisten Weimarischen Dörfern sei, wird uns nicht befremden, wenn wir wissen, daß selbst Weimar hiervon nicht ausgenommen ist. Gar Weimeranerinnen bekennen, daß es keinen elendern Mädchen-Schulmeister geben könne, als ihr Herr Knoblauch gewesen sei; und dieser Stümper vor dem Herrn ist jetzt Pastor auf einem Dorfe! Stehen nicht auch die Predigten des jetzigen Vicepräsidenten Herders gegen die Predigten seiner orthodoxen Herren Amtsbrüder in und um Weimar gegen einander ab, wie Tag gegen Nacht und Licht gegen Finsterniß?

Und doch haben die letztern mehr Zuhörer, als der erstere — allerdings aus der Klasse der christlichen Kretis und Pletis, die auch im Weimarischen noch über alle Erwartung hinaus ist. Hierzu nehme man den Weimarischen Katechismus[1], nebst Gesangbuch und Kirchenagende; welch ein alter Sauerteig riecht nicht in allen dreien! Herder, der göttliche Herder, hat gewiß Verbesserungen vorgeschlagen; aber die übrige liebe Geistlichkeit hat vielleicht die Delikatesse ihrer orthodoxen Denkungsart so weit getrieben, daß sie lieber Alles aufopfern, als Herdern folgen wollte — so folgsam als nämlich die Buchstaben-Theologen gegen Christi Geist — den gesunden Menschenverstand — sind, und so zärtlich leise sie auf den Wunsch eines väterlichen Landesherrn horchen, um durch die Verbreitung besserer Einsichten glücklichere Menschen machen zu helfen. — Und so hätte auch Weimar seine Gelehrten mehr fürs Ausland; als für sich.

2. Pfälzer Pfarreien.

Vor Zeiten hatten die Lutheraner in der Pfalz gute Pfarreien; nachdem ihnen aber die Katholiken, verbunden mit den Reformirten, ihre Kirchengüter genommen, und unter sich getheilt haben, so müssen die armen lutherischen Geistlichen seit der Zeit blos von dem leben, was ihnen ihre Pfarrkinder aus Gnade und Barmherzigkeit geben wollen. Da aber der Kurpfälzer Bauer selbst nicht viel hat, und also nicht viel geben kann — so sind die Predigerstellen ungemein schlecht, und die Inhaber derselben haben oft kaum das liebe Brod. Doch sind die Lutheraner in der Pfalz, wie jede ecclessia pressa, streng auf ihren Glauben, so, daß sie beinahe in jedem Dorf eine Kirche haben, und auch einen Pastor. Was das aber auch für Pastöre sind! Kaum kann man sich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, des Weinens oder des Lachens enthalten, wenn man so einen Pfälzischen lutherischen Gottesmann einhertreten sieht, mit einem alten verschabten Rock, der ehedem schwarz war, nun aber wegen des marasmus senilis, wie D. Bahrdt von seinem Hut sagt, ins rothe fällt — mit einer Perücke, die in zehn Jahren nicht in die Hände des Friseurs gekommen ist, — mit Hosen, die den Hosen eines Schusters in Allem gleich kommen, sogar in Absicht des Glanzes und mit Wäsche, wie sie die Bootsknechte tragen.—Aber freilich der Mann kann sich nichts besseres anschaffen; es ist der Anzug, welcher bei seiner Ordination neu war, und ihm sein ganzes Leben hindurch dienen muß.

Das Innere dieser Herren stimmt vollkommen mit ihrem Aeußern überein, und wenn je das Sprichwort wahr ist: „man siehts einem an den Federn an, was er für ein Vogel ist"; so ist es gewiß von den lutherischen Herrn Pfarrern in der Pfalz wahr. Darunter findet man die allerkrassesten Ignoranten, welche kaum ihren Namen schreiben und lateinisch lesen können. Sie sind zwar auf Universitäten gewesen, weil sie aber schlecht unterrichtet dahin kamen, so lernten sie auch da nichts, und der gänzliche Mangel an Büchern — einige alte Schunken und Postillen, welche vom Vater auf den Sohn fort erben, ausgenommen verbietet ihnen weiter zu studiren. Aber wenn man ihnen auch Bücher geben wollte; so würde ihre krasse Orthodoxie, welche allemal bei Ignoranten und Dummköpfe krasser ist, als bei den Gelehrten, nebst ihrer natürlichen Trägheit sie hindern, irgend einen Gebrauch von einem guten Buche zu machen.

Die Lebensart dieser Leutchen ist — abscheulich. Saufen — das charakteristitische Laster der Pfalz — ist auch ihre Sache; da sitzen sie in den Dorfschenken, lassen sich von den Bauern traktiren, saufen sich voll, und prügeln sich mit unter sehr erbaulich. So bekam der Pfarrer Weppner zu Alsheim einst so viel Prügel in der Schenke, daß er in drei Wochen nicht predigen konnte. In einem andern Lande würden dergleichen Skandale auf verdrüßliche Consequenzen ziehen; aber in der Pfalz nimmt mans so genau nicht.

Die reformirten und katholischen Herren sind nicht viel besser, was nämlich ihre Sitten und Kenntnisse betrifft, ob sie gleich besser gekleidet gehen, bessere Wein trinken, und der guten Atzung wegen, auch dickere Bäuche haben, als die lutherischen.

3. Pfarrer Thiels, Homann und Hahn.

Der Pfarrer Thiels in Udenheim, drei Stunden von Mainz, war nicht recht kapitelfest. Er war eben kein vollständiger Narr, aber doch ein Hasenfuß, bei dem es stark rappelte. Das Dorf gehörte dem Baron von Köth zu Mainz, der sich wenig um die lutherischen Pfarrer bekümmerte, und die Bauern fortjagte, wenn sie mit einer Klage wider ihn einkamen.

Der Pfarrer lief manchmal im Dorfe herum, prügelte die Jugend nnd fluchte wie ein Landsknecht. Seine Schwester, welche ihm die Wirthschaft besorgte, jagte er von sich, unb drohte ihr, sie zu erstechen, wenn sie ihm wieder vor Augen kommen würde. Auch gab er dem Köthischen Amtmann Hebel, der ihm einmal zurechte wies, derbe Ohrfeigen. In die Kirche ging er gar nicht mehr, und ein abgesetzter Schulmeister Namens Knoch von Obersaulheim, welcher ehedem ein Bischen Theologie studirt hatte, versah seine Dienste.

Ein gewisser Homann, der in seiner Jugend etwas studirt, hernach aber sich durchs Korbmachen ernährt hatte, erhielt die Pfarre zu Kriegsfeld, wo er so viel dumme und grobe Streiche machte — er ganfte sogar*)—das ihn das Konsistorium absetzen mußte. Er lief hernach

*) Homann stahl einst dem Grafen von Grehweiler eine goldene Tabatiere. Der Graf wurde den Verlust gewahr und sagte ganz kalt zu Homann: „Herr Pfarrer, erlauben sie mir eine Prise aus meiner Dose.“ Dieser entschuldigte sich, der Graf griff ihm aber gerade nach dem Hosenlatze und entdeckte die Tabatiere. Nun rief er geschwind dem Bedienten zu, welcher die Dose herausholen, und den Pfarrer vor's Schloß führen mußte.

als Bettler im Lande herum. Nach diesem erhielt die Stelle ein gewisser Ernesti, ein getaufter Jude aus dem Waldeckischen, der, nachdem er in Halle Theologie studirt, und dem Schuster Sauer daselbst sein Schuldbuch vergrößert hatte (er steht noch in seiner Kreide), post varios casus in die Pfalz gekommen war. Dieser Mensch legte sich aufs Saufen, lief den Menschern in die Kuhställe nach, und wurde ebenfalls von den Bauern beim Konsistorium verklagt. Allein Mosje Ernesti spielte das praevenire und wandte den Magen um, das heißt nach der Pfälzer Sprache, er wurde katholisch. Nachdem er nun den rechten Glauben hatte, halfen ihm die Alziger Kapuziner zu einer einträglichen Gerichtsschreiberstelle, wo er seine Bubenstücke als Rechtgläubiger ungescheut und ungeahndet fortsetzt.

Herr Hahn, Pfarrer zu Kirchheim Polanden, ist ein Mensch ohne Kopf, das Hirn voll düsterer Orthodoxie, welche er aus Dr. Seilers herrlichen Schriften geschöpft hat. Dabei liest er einige Zeitschriften, welche man dort haben kann; und ob dieser Leserei hält er sich für gelehrt. Uebrigens ist er stolz, rachsüchtig und hämisch im höchsten Grade, so wie er kriechend und bis zur Niederträchtigkeit demüthig bei Vornehmen ist. Mit diesem seinen Charakter hat er sich in die Gunst der Herren gesetzt, womit der kleine Nassau-Weilburgische Hof versehen ist. Bei den Herrn von Botsheim, Zwirnlein, Geispizheim, Normann u. a. ist er immer zu Gaste, weil er gern neue Mähren erzählt, und gut Tarok spielt.

Diesen Mann Gottes fand ich einmal beim Herrn Balleyrath Alefeld zu Oberflörsheim. Bei Tische fing er an, über gelehrte Dinge zu reden; ich mischte mich ins Gespräch und bald saß mein Herr Hahn auf dem Mist. Ich konnte ihm sogar weiß machen, daß Cromwell (es wurde von England gesprochen) mit Peter dem Großen und Ferdinand dem Katholischen in vertrautem Briefwechsel gestanden, und Paraguay, welches zwischen Persien und China liegt, an die Jesuiten für sechs Millionen Pfund Sterling verkauft habe.

IV.

Regierungen und Völker.

1. Der Graf von Grehweiler.

Der Graf von Grehweiler hatte ohngefähr nur 40000 Thaler Einkünfte und führte doch einen fürstlichen Hofstaat, hielt sogar Heyducken und Husaren, eine Bande Hofmusikanten, einen Stallmeister, Bereuter und noch viel anderes unnöthiges Gesinde. Dazu gehörte nun Geld, und seine Einkünfte reichten nicht zu. Die Unterthanen durfte er aus Furcht vor dem Landesherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, nicht mit neuen Auflagen belästigen. Daher blieb blos der einzige Weg übrig, Schulden zu machen. Dieser modus acquirendi ging Anfangs recht gut; aber bald wollte Niemand mehr dem Herrn Grafen auf sein hochgräfliches Wort borgen; was war zu thun! Man nahm Geld auf die Dorfschaften auf; und die Unterthanen mußten sich unterschreiben. Auf diese Art wurde nach und nach eine Summe von 900000 rheinischen Gulden geborgt.

Die Procedur bei diesem Anleihen war oft mit den größten Spitzbübereien verbunden. So wurde z. B. an den Grafen von Lamberg in Mainz ein Wald zwischen Bockenheim und Wonsheim versetzt, von 500 Acker; und doch ist in der ganzen Gegend keine Staude zu sehen. — Die Bedienten des Grafen ließen sich alle zu den Absichten ihres Herrn willig finden; sie sahen ihren Vortheil dabei. Ich muß doch diese ehrlichen Leute nennen, ob sie gleich schon in öffentlichen Schriften als Erzbetrüger gebrandmarkt dastehen. Es waren folgende! Herr Kammerrath Schad. Kammersekretair Arnoldi, Rentmeister Brekenfeld, den die Bauern hernach den Verrek-im-Felde nannten, Oberschulz Häfner, nebst Gemahlin, der Mätresse des Grafen, Kammerdiener Rohard, Baumeister Biel, Gastwirth Braun, eine Menge Juden und andere Helfershelfer, welche sammt und sonders sich auf des Grafen Unkosten, oder vielmehr auf Unkosten der Gläubiger zu bereichern suchten.

Nachdem sich also die Schulden des Grafen zu sehr gehäuft hatten; so forderten die ältern Gläubiger ihr geliehenes Geld zurück.

Man hatte auch die vielen Bubenstücke entdeckt, welche bei den Borgereien waren begangen worden. Man hatte nämlich Schulknaben die

Namen ihrer Väter unter die Obligationen schreiben lassen oder Namen hingeschrieben, die nicht existirten, u. s. w. Alles das bewog die Gläubiger, ihre Zahlung mit Ungestüm zu fordern. Unter diesen befand sich auch der Mainzische Staatsminister, Graf von Lamberg. Dieser ließ durch den Mainzischen Amtsverwalter Heimbach, einige gräfliche Unterthanen und drei Juden nach Neubomberg locken, anhalten und nach Mainz ins Gefängniß bringen, wo sie über fünf Jahre geblieben sind. Der Graf hielt sich bei diesem Vorfall ganz ruhig; doch unterstand er sich nicht, seine Grafschaft zu verlassen.

Endlich kam eine kaiserliche Kommission, welche die ganze Wirthschaft untersuchte, und zuvörderst den Herrn Grafen mit seinen Bedienten festsetzte. Die meisten dieser saubern Finanziers hatten sich aus dem Staube gemacht. Oberschulz Häfner war nach Holland und von da nach Amerika gegangen. Eben so waren Brekenfeld und Arnoldi entwischt; aber die Frau des Oberschulzen, der Kammerrath Schad und mehrere wurden festgesetzt, und erst lange hernach losgelassen. Der Fürst von Nassau Weilburg war Kommissarius.

Nach mehreren Jahren kam das Endurtheil von Joseph II.

Die Unterthanen, welche sich unterschrieben hatten, wurden von der Bezahlung losgesprochen. Der Graf sollte wegen seiner Betrügereien auf zehn Jahre nach der Festung Königsstein bei Frankfurt gebracht, und der Regierung unfähig erklärt werden. Die Succession sollte nicht auf den noch lebenden Bruder des Grafen, den Ludwig, sondern auf eine Seitenlinie von Gumenbach fallen. Die Kommission sollte so lange bleiben, bis die Schuldner bezahlt wären, welche aber keine Interessen zu fordern hätten. Alle Andere, welche an der Sache mala fide Antheil gehabt hätten, sollten nach Befinden von dem Kommissar zur Strafe gezogen werden.

Dies war das Urtheil, welches den Einsichten, und der Denkungsart des vortrefflichen Kaisers wahre Ehre gemacht hat! und so — endigte sich die Grehweilerische Komödie mit Schrecken!

Der Graf hat seine vollen zehn Jahre ausgesessen. Seine Tochter, die Gemahlin des Grafen von Ortenburg, reisete zwar selbst zum Kaiser, und bat fußfällig um die Loslassung ihres Vaters; aber der gerechte Fürst antwortete: „Der Graf hätte sich einer weit schärfern Ahndung schuldig gemacht. Danken Sie Gott, Madame, setzte er hinzu, daß ich mir, wie ich Anfangs Willens war, in dieser Sache nicht das Gutachten der Kurfürsten und der Reichsstände ausbat; wäre

dieses geschehen, Ihr Vater würde so nicht weggekommen sein.“ Mit diesem Troste mußte sich die gute Gräfin abführen.

2. Der Landgraf, Regierungsrath, Stauch und Feldprobst Venator in Darmstadt.

Mein Vater war ein geborner Darmstädter und hatte in diesem Lande viel Freunde und Verwandten, er sollte auch einmal eine Stelle in diesem Fürstenthum bekleiden; somit dachte er daran, ob er mich vielleicht an eine Stelle bringen könnte, etwa an eine Schulstelle, deren es in dem Darmstädtischen manche giebt. Er schrieb daher an seinen Freund den Hofprediger Kremer. Dieser antwortete, er dürfe sich deshalb gerade an den Landgrafen wenden; der wäre ein guter Herr, und wenn er bei dem Regierungsrath Stauch Eingang finden könnte, so wären die Sachen so gut, wie fertig. Stauch war seines Handwerks ein Schneider von Kyrn an der Nohe, und ein Vetter meines Freundes, des ehrlichen Pfarrers Stuber zu Flonheim. Da er gut schreiben konnte, auch französisch auf der Wanderschaft gelernt hatte, so ward er erst Schreiber bei dem Rath Kappes zu Pirmasens. Nach Rath Kappes Kassirung kam er in landgräfliche Dienste, benutzte die äußerst schwachen Seiten des Landgrafen zu seinem Vortheil, und ward Regierungsrath, pro titulo nämlich, denn im Grunde regierte er das ganze Land. Ich bat Herrn Stubern um eine Empfehlung an diesen Herrn Stauch, und der war auch sogleich bereit, mir das beste Zeugniß zu geben, und mich seinem Vetter de optima nota zu empfehlen. Sein Brief wirkte; Herr Stauch versprach, sich für mich zu verwenden, nur möchte er mich erst sehen und seinem Herrn vorstellen. Ich reisete also nach Pirmasens, wo der Landgraf Ludwig IX. seine Residenz hatte. Pirmasens liegt in der Grafschaft Lichtenberg, ohnweit der französischen Grenze. Es ist ein leiner Ort, den der Landgraf voll Soldaten gesteckt hat. Man muß wissen, daß dieser Fürst eben so in Soldaten verliebt war, wie der Herzog von Zweibrücken in seine Jagdhunde und Katzen. Nach Darmstadt kam der Landgraf niemals, und die Regierungsgeschäfte waren gänzlich in den Händen seiner Bedienten und seiner Kreaturen. Er hatte immer Mätressen, freilich gegen das Ende seines Lebens blos zum Spiel und Zeitvertreib. Die, welche er damals hatte, war ein gemeines Mädchen von Rheims, die lange in Paris als fille de joie gelebt hatte. Der Fürst hatte die Gnade gehabt, ihr den Titel einer Comtesse von Lemberg zu geben.

In Pirmasens logirte ich bei meinem Vetter, dem reichen Gerber Böhmer, welcher bei Herrn Stauch gut stand, und mich auch da einführte. Herr Stauch parlirte französisch mit mir, und war außerordentlich höflich. Es war ihm, meinte er, une satisfaction infinie, einen braven Mann, einen homme de meride zu poussiren. Das freute mich, und ich insinuirte mich besonders dadurch bei Herrn Stauch, daß ich ihm erzählte, wie, seitdem er am Ruder wäre, die Klagen nicht mehr so gehört würden, als vorher; das müßte durchaus von den guten Anschlägen herkommen, die er seinem Herrn dem Landgrafen gäbe. Und in diesem Stück hatte ich auch nicht gelogen; denn obgleich Stauch nicht studirt hatte, und ein gelernter Schneider war; so machte er doch weit klügere Anstalten im Lande, als viele seiner studirten Vorfahren, welche Schurken gewesen waren; und die Noth der mittlern und untern Volksklassen vielleicht nicht so gut gekannt hatten, als er.

Herr Stauch stellte mich auf der Parade dem Landgrafen vor, welcher sehr freundlich und herablassend nach seiner steten Gewohnheit mit mir redete, und mir ganz treuherzig auf die Achsel klopfte. Er befahl mir, eine Schrift bei ihm einzugeben, und ihm meine Wünsche bekannt zu mchen; hernach wollte er schon sehen, was man thun könnte, das hieß denn, er wollte es Herrn Stauch überlassen, wie ich könnte placirt werden.

Ich besuchte, auf Herrn Stauchs Rath, auch den Feldprobst Venator, einen erzorthoderen düstern Kopf, der mir alsobald auf den Zahn fühlte, und mich aus einem dogmatischen Kapitel examinirte. Ich hielt Farbe und behauptete das absurdeste Zeug mit allen Gründen, die ich aus dem Kompendium behalten hatte. Das behagte dem guten Herrn, welcher über die einreißende Ketzerei heftig klagte, und mich ermahnte, die Bücher des David Hollaz fleißig zu lesen Hollaz habe das System recht aufs reine gebracht u. s. w. Uebrigens konnte Venator bei dem Landgrafen viel ausrichten, und wer daher etwas zu suchen hatte, durfte es mit ihm nicht verderben. Er war des Landgrafen geistlicher Konsulent, und mußte seine geistlichen Grillen aufs reine bringen. Der Landgraf hatte dergleichen mehrere, z. B. wenn er des Nachts nicht schlafen konnte; so dachte er an dies und jenes, und wenn ihm etwas einfiel, worin er sich nicht zu finden wußte; so ließ er Jemanden holen, der ihm ein kompetenter Richter zu sein schien, und sollte es auch Mitternacht sein. In geistlichen Sachen war Herr Venator sein geheimer Rath und sein Orakel.

Zum Beispiel mag folgendes dienen, das mir Herr Venator selbst erzählt hat. Dem Landgrafen fiel einst die wichtige Frage ein: ob der hohe Priester im alten Testament mit bedecktem oder unbedecktem Haupte ins Allerheiligste eingegangen sei? Darüber konnte er sich nun nicht finden, und Venator mußte herbei des Nachts zwischen zwölf und eins, um ihm diese wichtige Frage auseinander zu setzen. Bei einer solchen nächtlichen Consultation ergriff auch einmal Venator die Gelegenheit, den Dr. Barhdt, der von 1771 bis 1775 in Gießen Professor war, dem Landgrafen als einen Socianer verdächtig zu machen, und so — orthodox zu stürzen.

3. Hessenkassel.

Lange hatte ich den Wunsch genährt, die ihres Komments wegen hochberühmte Universität zu Jena kennen zu lernen. Diesen Wunsch befriedigte ich im Herbst 1776. Ich machte mich auf, nachdem ich meinen Wechsel schon in der ersten Frankfurter Meßwoche erhalten hatte. und wanderte ganz allein zu Fuße dahin. Meinen Weg nahm ich über Grünberg, Alsfeld, Hersfeld, Eisenach, Gotha, Erfurt und Weimar. Ich wählte mit Fleiß diesen Weg, um einige Städte mit zu besehen, welche mir schon aus Beschreibungen bekannt waren.

Auf dieser Fahrt hatte ich nun so recht Gelegenheit, die niedere Klasse der Einwohner dieser Länder kennen zu lernen, eine Klasse, welche ich immer so gern kennen lernte. Im Hessenkasselschen hatte ich hierzu vorzüglich Gelegenheit. Ich merkte es gar zu genau, daß ich in ein Land kam, wo ziemlich überspannte Grundsätze herrschten. Die Bauern waren durchaus arme Leute, und eben damals hatte der verstorbene Landgraf seine Unterthanen nach Amerika verhandelt. Da liefen einem die halbnackenden Kinder nach, baten um ein Almosen, und klagten, daß ihre Väter nach Amerika geschickt wären, und daß ihre armen verlassenen Mütter und ihre alten abgelebten Großväter das Land bauen müßten. Das war ein trauriger Anblick! Dergleichen empört tausendmal mehr, als alle sogenannten aufrührerischen Schriften; jenes ergreift und erschüttert das Herz, diese beschäftigen meist blos den Kopf. Aber von diesen will man nichts wissen, um jenes desto ungestörter treiben zu können — wie wenn es nicht weit aufrührerischer wäre, aufrührerisch zu regieren, als aufrührerisch zu schreiben, zumal, da dieses größtentheils eine Folge von jenem ist! Ist das consequent? — ist es im Ganzen

klug, den Thurmhütern und Nachtwächtern das Lärmenmachen über Brand und Einbruch zu verbieten? Heißt das für das öffentliche Wohl besorgt sein? — Einsichtige, väterliche Regenten denken hierbei weit vernünftiger; man überdenke die Regierung Friedrichs des Einzigen! —

Ich gab so viel von meiner Baarschaft her, als ich entbehren konnte. Ich sprach in allen hessischen Schenken ein, und hörte da nichts als Klagen und Verwünschungen. Ich stehe dafür, wenn ein Fürst zu Fuße und unbekannt eine Reise durch seine Länder vornähme; es würde manches geändert werden; aber so sitzen die guten Herren in Schlößern und in Zirkeln, wo Noth und Armuth fremde Namen sind; und da lernen sie die Beulen und Wunden nicht kennen, an denen ihre armen Unterthanen krank liegen.

Zweiter Abschnitt.

Der Feldzug in die Champagne.

1. Die Emigranten.

Wir kamen den 9. Juli 1792 in Koblenz an, und hier bin ich mit einer großen Menge von den ausgewanderten Franzosen so genau bekannt geworden, daß ich mich nicht enthalten kann, ihnen ein eignes Kapitel zu widmen; dieses schändliche und schreckliche Ungeziefer kann noch immer nicht genug an den Pranger gestellt werden.

Unser General hatte zwar verbieten lassen, mit den Emigranten zu sprechen, oder uns sonst mit ihnen einzulassen; er glaubte nämlich, diese gesetzlosen Herren möchten durch ihr Geld unsere Leute zur Desertion auffordern, und sie unter ihr Corps, welches Einige damals schon die französische Spitzbuben-Armee nannten, verleiten. Das hatten die Herren auch schon gethan, und manchen, sogar von den Trierischen Soldaten zu sich herangekirrt.

Ich ging aber doch schon den ersten Tag in ein Weinhaus, wo Franzosen ihr Wesen trieben, und ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein. Aber abgeschmacktere Großsprecher habe ich mein Tage nicht gefunden, und ich kann es noch immer nicht spitz kriegen, wie irgend ein Deutscher für solche Franzosen einige Achtung hat haben können! Diese elenden Menschen verachteten uns Deutsche mit unserer Sprache und unsern Sitten ärger, als irgend ein Türke die Christen verachtet. Im Wirthshause machte die Haustochter beim Aufwarten ein Versehen; und — sacrèe garce d'allemande (verfluchter Deutscher Nickel) Chien d'allemand, bête d'allemand, con de garce d'allemande waren die Ehrentitel, die diese sacrés bougres d'emigrés uns Deutschen anhängten. Unsere Sprache verstanden sie nicht, und mochten sie auch nicht lernen; sie nannten sie jargon de cheval, de cochons Pferde- und Schweinesprache, u. s. f.

Ich sagte einmal bei Gelegenheit einer schönen Tabaksdose, daß ich nicht Geschmack genug hätte, um von dem darauf gemalten Porträt zu urtheilen. Que dites-vous, Mr. erwiderte ein Emigrant, c'est assez que de savoir le françois pour avoir le gout juste : un homme qui sait notre langue ne peut jamais manquer d'esprit. Das war doch ein sehr anmaßliches Kompliment!

Und doch waren die Deutschen herablassend genug, diesen Emigranten zu hofiren und sie zu unterstützen.

Die Emigranten hatten damals Geld noch vollauf, und folglich das Mittel sich Alles zu verschaffen, was sie gelüstete. Aber sie habens auch toll genug verschleudert! Die kostbarsten Speisen und der edelste Wein, der bei ihren Bachanalen den Fußboden herabfloß, waren für sie nicht kostbar genug. Für einen welschen Hahn zahlten sie fünf große Thaler ohne Bedenken. Mancher Küchenzettel, nicht eben eines Prinzen, oder Grafen, sondern manches simpeln Markis oder Edelmanns, kostete oft vier, fünf und mehr Carolins. Die Leute schienen es ganz darauf anzulegen, brav Geld zu zersplittern; sie zahlten gerade hin, was man verlangte. Ich sagte einmal zu einem, daß er etwas zu theuer bezahle; le François ne rabat pas (der Franzose zieht nichts ab) erwiderte er, und gab sein Geld.

Das schöne Roggenbrod, welches in Koblenz gebacken wird, wollte den edlen Herren nicht behagen; sie aßen daher lauter Weizenbrod, und nur dessen Rinde; die Krume kneteten sie in Kügelchen und benutzten sie zu Neckwürfen bei Tische. Andere warfen die Krume geradezu aus dem Fenster.

Die Emigranten waren alle — lustige Brüder und Windbeutel von der ersten Klasse. Den ganzen Tag schäkerten sie auf der Straße herum, sangen, hüpften und tanzten, daß es eine Lust war, anzusehen. Sie gingen alle prächtig gekleidet, und trugen schreckliche Säbel. Die Säbel wurden größtentheils in Koblenz verfertiget; und so hatten die dasigen Schwerdfeger Arbeit und Verdienst genug.

Es ist keine läppischere Kreatur auf Gottes Erdboden, als ein französischer Emigrant dieser Zeit. Stolz und aufgeblasen, wie der Frosch in der Fabel, verachtet er alles, was nicht so wie er, Franzos und von Adel ist. Die Preußischen Offiziere hatten gar nicht Ursache, den Emigranten gewogen zu sein; denn diese haben sehr oft erklärt, daß der preußische Adel, wie überhaupt der deutsche Adel, eine noblesse de roture sei; eine noblesse batarde; daß ein preußischer Offizier fût il Colonel,

noch lange nicht assez noble wäre, pour être Mousquetaire dans la maison du roi *) u. s. w. So sprachen die Emigranten von unsern Offizieren, und doch buhlten diese um ihre Freundschaft, und waren stolz auf die Ehre mit solchen Messieurs umzugehen.

Dadurch, daß die Emigranten die allerlügenhaftesten Vorstellungen von der Lage ihres Vaterlandes verbreiteten, sind sie eigentlich die rechten Stifter, die rechte fax und tuba des fürchterlichen Krieges und aller seiner gräuelvollen Folgen geworden.

Man hat ihnen, leider, auf die unverantwortlichste Art geglaubt; und die abgeschmackten Zeitungsschreiber, besonders zu Wien, Bayreuth, Neuwied und Leipzig, haben die Lügen des elenden französischen Hofgesindels nachposaunt, und dadurch unserm leichtgläubigen deutschen Publikum eine Brille aufgesetzt, die jetzt viele Provinzen in tiefer Trauer verwünschen.

Von dem traurigen Sittenverderben, welches die Emigrirten in Deutschland gestiftet haben, bin ich auch Zeuge geworden. „Hier in Koblenz, sagte ein ehrlicher alter Trierischer Unteroffizier, giebt es vom zwölften Jahre an keine Jungfer mehr; die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles so zusammen gekirrt, daß es eine Sünde und Schande ist."

Das befand sich auch in der That so; alle Mädchen und alle noch etwas brauchbaren Weiber, selbst viele alte Betschwestern nicht ausgenommen, waren vor lauter Liebelei unausstehlich.

Eine Kaufmannstochter — ich meine hier das packige Mädchen neben dem Barbarakloster — sagte ganz öffentlich, daß sie ihre Jungferschaft für 6 Karolins, oder 39 Thlr., an einen Franzosen verkauft hätte; andere gestanden eben so frei heraus, daß sie so und so viele Liebhaber unter den Emigrirten zugleich gehabt hätten. Nein, so verdorben waren die deutschen Mädchen sonst nie! —

Gerade gegen dem Kloster über, wo ich im Quartier lag, war ein Weinhaus, dessen drei Töchter die Franzosen haufenweise an sich zogen. Ich ging eines Tages auch mit einem Emigrirten hinein. Il-y-a là trois couplets, sagte er, a peux refreins. Als wir hinkamen, saßen die drei Hausnympfen den Franzosen auf dem Schooße, und hörten ihren unsaubern Reden mit dem größten Vergnügen zu. Bald fanden hernach sich noch mehr Dirnen ein, und es ging da wenigstens so arg her, als in der

*) Die sogenannten Mousquetaires waren ehedem alle von Adel. Jetzt hat dieser Popanz ein Ende.

Talgfabrike oder in der Tranpulle zu Berlin *) wohl nimmer; man ging ab mit den Menschern, und kam mit ihnen zurück, mir nichts, dir nichts. — Mein Begleiter, der ohne Zweifel glaubte, daß ich kein Geld hätte, um eine Buhldirne für ihr Verdienst zu begnügen, erbot sich, dreißig sous für mich zu zahlen; denn mehr, meinte er, würde eine solche Mamsell von einem pauvre prussien doch nicht verlangen. Der Ausdruck: pauvre prussien, würde mich im Munde eines Emigrirten sehr geärgert haben, aber wegen seiner Gutmüthigkeit lachte ich darüber, und nahm das Anerbieten nicht an.

Der General unseres Regiments ließ alle Soldaten vor dem Umgang mit den Koblenzer Mamsellen ernstlich warnen; er wußte wohl, daß sie von den ausgewanderten Franzosen sammt und sonders mit einem Geschenke begabt waren, welches er bei seinen Leuten nicht gern häufig gesehen hätte. Indessen half doch die Warnung nicht gar viel; denn ich habe nachher bemerkt, daß viele mit der französischen Krankheit aus Koblenz gezogen sind; manche sind hernach auch in den Lazarethen daran gestorben.

In Koblenz muß die Patrouille die praktisirenden Verliebten, welche sie in den Winkeln der Straßen antrifft, anhalten, und auf die Hauptwache abführen. Die Geistlichen sind daran ausgenommen, für welche — unter diesen Umständen — eine Wache ein gar zu profaner Aufenthalt sein würde. (Man denke!) Anfänglich, wie man mir gesagt hat, wurden auch viele Franzosen mit ihren feilen Liebchen dahin abgeführt, und trotz ihres Futterns, Protestirens und Geldbietens bis an den Tag dort gehalten, und dann an die Polizei gemeldet. Da aber diese für gut fand, es mit den französchen Herren nicht gar strenge zu nehmen; so wurden die Koblenzer Soldaten bald gewitzigt, ließen sich bezahlen, und die Winkel-Mosjehs trieben, was sie wollten, ja endlich wurden sie gar selbst ihre Spediteurs, und hatten an ihrer Kaserne, für einige Batzen, Waare von der Art nach Belieben.

Die Mädchen zu Koblenz reichten nicht hin für die Emigranten, und für die daselbst hernach häufig durchziehenden deutschen Völker; es kam daher von weit und breit viel Gesindel dorthin zusammen, und theilte mit den Koblenzerinnen ihre verdienstliche Arbeit. Anfänglich gingen die lockern Thierchen schlecht gekleidet, warfen sich aber, durch die Freigebigkeit der Franzosen, bald ins Zeug, und erhöheten hernach

*) Verrufene Bordelle daselbst.

auch, wie billig, den Preis ihrer Reize, welche zwar an innerer Konsistenz durch den starken Gebrauch sehr verloren hatten, doch aber immer mit bessern Lappen ausstaffirt wurden.

So wie in Koblenz hatten es die Emigrirten an allen Orten gemacht, wohin sie nur gekommen waren. Der ganze Rheinstrom von Basel bis Köln ist von diesem Auswurf des Menschengeschlechts vergiftet und verpestet, und die Spuren der gräulichen Zerrüttung in den Sitten werden in jenen unglücklichen Gegenden noch lange erschrecken. Hätte auch jeder ausgewanderte Franzose ganze Kasten voll Gold mit nach Deutschland gebracht, so wäre das doch lange kein Ersatz für das Elend, worin sie unsre deutschen Weiber und Mädchen, und durch diese einen so großen Theil unsrer lüsternen Jugend gestürzt haben. Man gehe nur an den Rhein und frage, und ich weiß, daß man über die Antwort erstaunen und erschrecken wird. Schon allein in Koblenz fand man über 700 infizirte Weibspersonen, als man ihnen nachher unentgeldliche Heilung anbot. —

Die Emigranten waren, wie gesagt, alle gewaltige Windbeutel und führten einen Ton, wie ein Fähndrich von vorgestern, prunkten und prahlten mit Sternen und Ordenskreuzen, oft unterschobnen, und spielten den Großhans lächerlich — unbeschreiblich. Wenn man sie reden hörte, hätte man glauben sollen, sie hätten alle Reichthümer der Welt, und wären aus den größten und vornehmsten Familien in Frankreich. Mein Vetter der Duc, meine Base die Duchesse, mein Onkel der Comte, mein Schwager der Marquis u. s. w., ließen die Leutchen jedesmal einfließen, wenn ein Fremder, auch nur ein sehr geringer, ihre Gelage besuchte. Sie hatten es recht gern, wenn man sich nach ihrer Familie, und nach ihren sonstigen Verhältnissen erkundigte; dann ergossen sie sich mit thrasonischer Beredsamkeit über ihre und ihrer Vorfahren Heldenthaten; vergaßen denn auch die nicht, welche aus ihrem Stamme ehedem Bischöfe, Prälaten und Aebte gewesen waren. Ich habe oft lachen müssen, wenn mir emigrirte Kaufleute erzählten, wie ihr Geschlecht ehedem sehr noble gewesen, hernach aber durch den großen Aufwand derer von ihnen, welche im Militärstande gedient hätten, zur Armuth herabgesunken, und die Familie dadurch endlich genöthigt worden sei, sich der Kaufmannschaft zu widmen, nur um ein Mittel zu finden, dem Hause seinen alten Glanz (son prémier lustre) wieder herzustellen.

Obgleich die Emigrirten alle schrecklich bramarbasirten, und ganz impertinent enthusiastisch für ihren König, ihren Adel, und ihre Pfaffe-

rei sprachen, so merkte man doch bald, daß manche gute Patrioten unter ihnen herumschlichen.

Als der Herzog von Braunschweig dies inne ward, befahl er: Niemanden in Koblenz ein- oder auszulassen, ohne einen Paß entweder vom französischen Kommandeur oder von dem Preußischen General Courbiere. Allein dieses half wenig; denn Päße waren bald nachgemacht. Man griff daher zu andern Mitteln, und ließ alle in Koblenz befindliche Emigranten namentlich aufschreiben. Ich habe dieses Geschäft einige Male mit verrichtet. Die Emigranten gaben zwar, weil es einmal so sein mußte, ihre und ihrer Weiber und Töchter Namen an; allein sie wurden über dieses Aufschreiben, als etwas, das sie erniedrige, sehr erboßt.

Das Aufzeichnen der Namen war auch fruchtlos; also befahl der Herzog, daß sich alle Emigranten, ihre Kranken allein ausgenommen, sofort aus Koblenz und allen Orten, wo Preußen wären, wegbegeben sollten. Einen ähnlichen Befehl gab auch der Kurfürst von Trier; aber der Befehl von diesem hätte ohne den des Herzogs wenig gefruchtet *).

Der ernstliche Befehl des Herzogs machte gleichfalls viel Bewegung unter den Emigranten; aber vergebens. Selbst die Herren Koblenzer wollten es höchst unbillig finden, daß man so viel brave, um das Trierland (durch ihre Verschwendungen) so wohlverdiente Leute fortjagen wollte. Die Emigranten schwuren hoch und theuer, daß es höchst schimpflich sei, von den Preußen vertrieben zu werden, aber jetzt müsse man sich in die Zeit schicken. Sie schienen sogar zu glauben, daß es eigentlich auf sie hätte ankommen sollen, ob deutsche Truppen überhaupt, also ob auch wir Preußen, in Koblenz sein dürften oder nicht. Dieser Wahn plagte sie, weil ihnen der Kurfürst von Trier, als der Herr Vetter von ihren Prinzen, sowohl in Civil- als Militairsachen alle Gewalt überlassen und bestätigt hatte. Sie waren eben darum in ihrer übertriebenen Impertinenz Anfänglich so weit gegangen, daß sie sogar forderten: der Herzog solle den Rapport jeden Tag an ihre Prin-

*) Der Befehl des Kurfürsten war gedruckt, und ärgerte die Herren um so mehr, da er, aller Orten angeschlagen, allgemein zu lesen war. Dies brachte einige von ihnen so sehr in Harnisch, daß sie geradesweges auf das Rathhaus liefen, und daselbst so viel Aufhebens darüber machten, daß man — aus Furcht vor ihnen — den Befehl endlich abriß. Ohne die ernstliche Dazwischenkunft des Herzogs hätten sie also ihr Unwesen in Koblenz gewiß noch weiter getrieben.

zen einschicken, wie wenn der Herzog von Braunschweig Subalterngeneral des Artois oder des Provence gewesen wäre.

Nach langem Zaudern also — denn der Befehl des Herzogs wurde nicht straks befolgt — zogen die Emigranten endlich aus Koblenz. Es waren ihrer mehrere Tausend. Der Abzug geschahe des Nachts, weil sie sich schämten, am hellen Tage eine Stadt zu verlassen, wo sie so lange den Meister gespielt hatten. Ihnen folgte vieles Lumpengesindel, besonders weiblichen Geschlechts, aus Koblenz nach. Sie nahmen ihren Weg nach Neuwied, Limburg, Bingen und sonst wohin, wo vorher schon Alles von ihnen vergiftet worden war, und nun noch weit mehr vergiftet wurde.

Man hätte denken sollen, die Koblenzer würden nach dem Abzuge der Franzosen höflicher gegen uns geworden sein; aber sie blieben grob, ja sie wurden noch gröber; denn sie sahen uns als die Ursache von der Entfernung von Leuten an, die zwar ihre Weiber und Töchter mit der venerischen Krankheit nach allen Graden angesteckt, aber zur Schadloshaltung doch brav Geld in die Stadt und in die umliegende Gegend geschleppt hatten.

2. Kipper und Wipper.

An unserm Preußischen Gelde haben wir den ganzen Krieg hindurch viel verloren. Wir wurden in Böhmen und Sechsern bezahlt, und litten an den letztern immer. Der Böhm galt z. B. im Trierischen $3^1/_2$ Kreuzer trierisch; der gemeine Mann hatte daher 35 Kreuzer; an Sechsern aber nur 32 Kreuzer; denn der Sechser galt dort nur 2 Kreuzer. Das ganze oder grobe Geld allein war ohne Verlust; aber wer gab es uns! Die Herren Regimentsquartiermeister haben die Sechser und Böhmen immer durch Juden und andere Helfershelfer fleißig einwechseln lassen, und dabei ansehnlich gewonnen. Man hat das Unwesen wohl bemerkt, aber nicht gesteuert. Als daher im folgenden Winter bei Frankfurt am Main einem gewissen Herrn Quartiermeister eine sehr ansehnliche Summe gestohlen ward, sagte selbst ein General: „er kann das schon verschmerzen, hat er uns doch, wer weiß um wie viel, besch—en!"

3. Einfall in Frankreich.

Der 19. August war der Tag, an welchem wir in Frankreich einrückten; und diesen Tag werde ich nicht vergessen, so lange mir die

Augen aufstehen. Als wir frühe aus unserem Lager aufbrachen, war das Wetter gelinde und gut; aber nach einem Marsche von zwei Meilen mußten wir Halt machen, um die Kavallerie und Artillerie vorzulassen; und während dieses Halts fing es an jämmerlich zu regnen. Der Regen war kalt und durchdringend, so daß wir Alle rack und steif wurden. Endlich brachen wir wieder auf, und postirten uns nächst einem Dorfe, daß Brehain la ville hieß, eine gute Meile von der deutschen Grenze.

Nun wurde befohlen, daß man einstweilen für die Pferde fouragiren und aus den nächsten Dörfern Holz und Stroh holen sollte.

Das Getreide stand noch meistens im Felde, weil dieses Jahr wegen des anhaltenden Regens die Ernte später als gewöhnlich gefallen war. Das Fouragiren ging so recht nach Feindes Art; man schnitt ab, riß aus und zertrat alles Getreide weit und breit, und machte eine Gegend, worauf acht bis zehn Dörfer ihre Nahrung auf ein ganzes Jahr ziehen sollten, in weniger als einer Stunde zur Wüstenei.

In den Dörfern ging es noch abscheulicher her. Das unserm Regimente zunächst liegende war das genannte Brehain la ville, ein schönes, großes Dorf, worin ehedem ein sogenannter Bailli du roi seine Residenz gehabt hatte. Um durch Laufen mich in Wärme zu setzen, lief ich mit vielen Anderen auch nach diesem Dorfe, wo wir Stroh und Holz holen sollten. Ehe aber diese Dinge genommen wurden, durchsuchten die Meisten erst die Häuser, und was sie da Anständiges vorfanden, nahmen sie mit, als Leinwand, Kleider, Lebensmittel und andere Sachen, welche der Soldat entweder selbst brauchen, oder doch an die Marketender verkaufen kann. Was dazu nicht diente, wurde zerschlagen oder sonst verdorben. So habe ich selbst gesehen, daß Soldaten vom Regimente Woldeck in eben diesem Dorfe ganze Service von Porcellan im Pfarrhofe und anderwärts zerschmissen; alles Töpferzeug hatte dasselbe Schicksal. Aufgebracht über diese Barbarei, stellte ich einen dieser Leute zur Rede; warum er einer armen Frau trotz ihres bittern Weinens und Händeringens das Geschirr zerschmissen und ihre Fenster eingeschlagen habe? Aber der unbesonnene, wüste Kerl gab mir zur Antwort: was Sackerment soll man denn hier schonen? Sind's nicht verfluchte Patrioten? Die Kerls sind ja eigentlich Schuld, daß wir so viel ausstehen müssen! Und damit ging's mit dem Ruiniren immer vorwärts. Ich schwieg und dachte so mein Eigenes über das Wort: Patriot, in dem Munde eines — Soldaten.

Die Männer aus diesen Dörfern hatten sich alle wegbegeben, und

blos ihre Weiber zurückgelassen, vielleicht, weil sie glaubten, daß diese den eindringenden Feind eher besänftigen könnten. Aber der rohe Soldat hat eben nicht viel Achtung für das schöne Geschlecht überhaupt, zumal bei Feindseligkeiten, und es giebt wüste Teufel unter diesen Leuten, welche einem Frauenzimmer allen Drang anthun können, die aber vor jedem Mannsgesicht aus Feigheit gleich zum Kreuze kriechen.

Unsere Leute hatten auf den Dörfern die Schaafhürden und Schweineställe geöffnet, und so sah man auf den Feldern viele Schaafe und Schweine herumlaufen. Diese wurden, wie leicht zu denken steht, haufenweise aufgefangen und nach dem Lager geschleppt. Das Hammel- und Schweinefleisch wurde gekocht, oder an den Säbel gesteckt, und so in der Flamme gebraten, und hernach ohne Brod und ohne Salz verzehrt; denn das Brod war uns auch ausgegangen.

Das Dorf Brehain la ville, und alle andere in dessen Nähe, sahen bald aus wie Räuberhöhlen; selbst das Dorf nicht ausgenommen, worin unser König logirte.

Endlich, als es bald dunkel war, kamen die Zelte an, worin wir uns durchnäßt und überaus besudelt niederlegten, und auf dem nassen Boden und Stroh eine garstige Nacht hinbrachten. Die Bursche, welche auf der Wache waren, gingen des Nachts von ihrem Posten in die Dörfer auf Beute.

Das abscheuliche kältende Wetter und das schlechte nasse Lager hatten die Folge, daß schon am anderen Tage gar viele Soldaten zurück in die Spitäler gebracht werden mußten, weil sie das Fieber hatten und nicht mehr mitmarschiren konnten.

4. Longwy.

Am 20. August hatten wir schönes Wetter; allein wir wurden doch erst gegen Abend völlig trocken, weil wir den Tag vorher gar zu naß geworden waren.

Der Herzog befahl, erst Brod herbeizuschaffen, ehe das Lager aufgebrochen werden sollte; und dieses hinderte uns, früh aufzubrechen.

Als wir das Lager aufgeräumt hatten, lag alles voll Schaafshäute und Kaldauen von Schaafen und Schweinen, welche den Tag vorher geschlachtet waren; ebenso verhielt es sich mit den Federn von den geraubten Hühnern und Gänsen.

An eben diesem Tage forderte der Herzog von Braunschweig mit

einer nicht starken Avantgarde die Festung Longwy auf. Dieses Städtchen ist sehr artig gebaut, und hat treffliche große Häuser und einige schöne öffentliche Gebäude. Die Befestigungswerke sind von dem berühmten Vauban. Longwy ist beträchtlicher als Verdun, ob es gleich viel kleiner ist.

Bei der ersten Aufforderung weigerte sich der Kommandant, das Städtchen avfzugeben; als aber das grobe Feuern hinzukam, da drang die Bürgerschaft auf die Uebergabe, damit das Oertchen nicht ganz zerschossen werden möchte; und so kam diese Festung in die Hände der Preußen.

Das Wetter war die ganze Zeit über, als wir bei Longwy standen, schlecht; es regnete ohne Unterlaß, und der Boden, welcher in Lothringen ohnehin überall steif und leimigt ist, war beinahe ganz ungangbar; er hing sich an, wohin man nur trat. Die Lebensmittel waren hier sehr theuer, und das Brod, welches die französischen Bauern uns zuschleppten, mußte fast mit Gold aufgewogen werden.

Unser Hauptmangel war an gutem Wasser. In diesen Gegenden ist das Wasser überhaupt schlecht; und die elende Kost mit dem Mangel an gutem Getränke verbunden, dann das traurige Wetter nebst der anhaltenden Kälte, vermehrten die Krankheiten ohne Aufhören; tagtäglich brachte man von unsern Kameraden mehrere ins Lazareth nach Longwy, von welchen aber nur wenige zurückgekommen sind.

Die französischen Magazine zu Longwy waren recht gut versehen; da sie nun in die Hände der Preußen fielen, so ließ der Herzog uns einigemal Tabak, Branntewein, gesalzenes Fleisch, Speck u. dgl. daraus reichen. Aber leider wurde der Wille dieses vortrefflichen Mannes nur halb ausgeführt; denn manches, was zum Austheilen mit bestimmt war, wurde an die Marketender verkauft, und zwar von Herren, welche die Aufsicht über die Magazine führen sollten. Die Marketender verkauften Alles uns armen Teufeln hernach wieder für schwere Münze.

Noch mehr habe ich mich geärgert, als ich sehen mußte, daß Strümpfe, welche der Herzog auch unter die Soldaten vertheilt wissen wollte, theils in den Händen der Offiziere blieben, theils nach Luxemburg an Kaufleute verhandelt wurden.

5. Verdun.

Wir brachen nach einem ohngefähr zehntägigen Aufenthalte aus dem Lager bei Longwy auf, und marschirten querfeldein auf Verdun zu. Der Boden war sehr feiste, hing an, und wir sahen aus wer weiß wie! Schon bei Luxemburg hatte die Preußische Reinlichkeit ein Ende; Jeder putzte sich wie er für gut fand, und Niemand sagte was, wenn auch Einer einhertrat, wie es ging.

Unsere Märsche von Longwy nach Verdun waren sehr stark, das Wetter war heiß und daher sind sogar einige Soldaten hier liegen geblieben und gestorben.

Der Herzog ließ, nachdem wir unser Lager vor Verdun aufgeschlagen hatten, auch diese Stadt sofort zur Uebergabe auffordern; allein hier würde er weit mehr Widerstand gefunden haben, als bei Longwy, wenn anders der brave Beaurepaire nach seinen patriotischen Empfindungen hätte handeln können. Beaurepaire erklärte gleich Anfangs: Er könne mit dem Herzog sich nicht einlassen, noch weniger die Stadt übergeben; denn eine Festung sei das Eigenthum nicht derjenigen Bürger allein, welche sie bewohnten, sondern der ganzen Nation, und dürfe daher blos im Falle der höchsten Noth dem Feinde übergeben werden.

Nach dieser deutlichen Erklärung ließ der Herzog auf einem Weinberge, gerade der Citadelle gegenüber, Schanzen aufwerfen, und die Stadt beschießen. Dieses hatte die Folge, daß einiger Brand entstand, und nun forderten die Bürger, oder vielmehr der Bürgerausschuß, daß Beaurepaire die Stadt durchaus öffnen sollte.

Als Beaurepaire sah, daß für ihn nichts mehr zu thun sei, erklärte er, daß wenigstens er frei sterben wolle, und erschoß sich im Beisein mehrerer Bürger und Offiziere.

Diese heldenmüthige Aufopferung des braven Commandanten brachte die Verduner nicht zur Besinnung; und so wurde die Stadt von dem nachher auch emigrirten Nyont den Preußen übergeben.

6. Das Drecklager.

Im Lager bei Verdun hatten wir noch immer so halb und halb zu leben, aber von nun an litten wir auch Elend und Mangel, bis wir auf die deutsche Grenze zurückkamen.

Wir brachen von Verdun mitten im Regen auf, und marschirten den ersten ganzen Tag im Regen fort. Unser Brod hatten wir größtentheils im Lager liegen lassen, weil wir ohnehin genug belastet waren, und durch den abscheulichsten Koth waten mußten. Wir marschirten zwar den ganzen Tag, aber so jämmerlich, daß wir jedesmal eine halbe Stunde vorwärts machten, und hernach wieder eine Stunde, auch wohl länger, im Kothe herum stille lagen, wie die Schweine.

Endlich erreichten wir ein Dorf, l'Entrée genannt, worin der König sein Hauptquartier nahm, und wobei wir unser Lager aufschlagen sollten. Aber unsere Packpferde waren aus Furcht vor den Franzosen zurückgeblieben, und wir mußten nun da unter dem freien Himmel liegen bleiben bis Nachts zwölf Uhr. Wir machten freilich Feuer an und holten dazu aus dem Dorfe l'Entrée heraus, was wir in der finsteren Nacht von Holz finden konnten — Stühle, Bänke, Tische und anderes Geräthe. Aber diese Feuer, so höllenmäßig sie auch aussahen, waren doch nicht hinlänglich, uns gegen den fürchterlichen Wind, und den abscheulichen Regen zu sichern.

Dieser Regen fing sogleich an, als wir die Zelter aufgerichtet, und uns auf die blanke Erde — denn Stroh konnten wir in der Nacht doch nicht holen — hingelegt hatten, und er wurde so heftig, daß das Wasser von allen Seiten in die Zelter eindrang, und uns Alle durchnetzte. Niemand konnte liegen bleiben, noch weniger schlafen; man setzte sich also auf die Tornister und Patrontaschen, und Jeder fluchte auf sein Schicksal. Endlich ward es Tag, und die Soldaten krochen aus ihren Zeltern, wie die Säue aus ihren Ställen, sahen auch aus wie diese Thiere, wenn sie aus Ställen kommen, welche in sechs Wochen nicht gereinigt sind. Der Koth, worin man sofort patschen mußte, wenn man aus den Zeltern heraustrat, lief gleich in die Schuhe; denn er war dünn und tief, worüber denn einige Soldaten dumpf brummten, andere laut fluchten, Alle aber darin übereinkamen, daß dieses abscheuliche Lager sofort Drecklager heißen sollte.

Nun wurde befohlen, oder vielmehr angesagt, das Stroh sollte gelangt werden. Stroh holen hieß aber damals, den ungedroschenen Weizen. — Also man holte den ungedroschenen Weizen aus den Scheunen, warf ihn wer weiß wie hoch ins Zelt, und legte sich dann auf ihn hin. Dieses konnte um so viel leichter geschehen, da einem Jeden erlaubt war, so viel Stroh, d. i. Weizen zu nehmen, als er gerade wollte oder konnte. Da nun auch die Kavalleristen ihre Fourage

aus den Scheunen der Bauern holten, auch die Pack- und andern Pferde daraus versehen wurden, so kann man leicht denken, daß in den Dörfern, in deren Nähe unser Lager stand, nichts übrig blieb, als Jammer und Leere. In l'Entrée war nach drei Stunden keine Weizengarbe mehr anzutreffen. Und das ging eben so in den übrigen Dörfern. Daß alle Häuser obendrein rein ausgeplündert wurden, versteht sich von selbst.

Die Lebensmittel waren hier entsetzlich rar und theuer, nnd dieser Mangel an Lebensmitteln konnte auch durch die wirklich große Menge von Kühen, welche man den Landleuten dortherum genommen und der Armee nachgetrieben hatte, nicht sehr erleichtert werden. Was war auch ein halb Pfund elendes, altes Kalbfleisch für den Soldaten, der kaum in drei Tagen für einen Tag Brod hatte? Da mußte er ja doch hungern! — Zudem wurde das beste Vieh von den angesetzten Treibern an die Bauern, welche von Weitem herbeischlichen, verkauft.

Bisher waren wir in der Wäsche noch ziemlich rein geblieben; aber nun, da sich nicht mehr waschen ließ, da sogar das Leinenzeug im Tornister vermoderte, fanden sich auch sehr unangenehme Thierchen, diese schreckliche Plage des Soldaten im Felde, bei uns unerträglich ein. Selbst die Offiziere konnten ihnen nicht mehr entgehen, und lernten nun auch erst recht das volle Elend des Krieges erkennen.

Aber nichts nahm unsere Leute ärger mit, als der Durchfall, der allgemeine Durchfall, und dann die darauf folgende fürchterliche Ruhr. Die Abtritte, wenn sie gleich täglich frisch gemacht wurden, sahen jeden Morgen so mörderisch aus, daß es Jedem übel und elend werden mußte, der nur hinblickte; Alles war Blut und Eiter, und einigemal sah man sogar Unglückliche darin umgekommen. — Eben so lagen viele blutige Exkremente im Lager herum von denen, welche aus nahem Drange nicht an den entfernten Abtritt hatten kommen können.

Ich bin versichert, daß nicht drei Achtel der ganzen Armee von dem fürchterlichen Uebel der Ruhr damals frei waren, als wir das Sumpflager verließen. Die Leute sahen alle aus wie Leichen, und hatten kaum Kräfte sich fortzuschleppen; und doch klagten nur wenige über Krankheit — aus Furcht vor den Lazarethen, oder vor jenen Mordlöchern, worin man die Erkrankten schleppte, und worin so viele — viele um ihr trauriges Leben noch trauriger gekommen sind.

7. La Lune.

Aus dem Sumpflager hatten wir ohngefähr noch 16 Stunden nach La Lune. Am 19. September mußten wir Nachmittags noch spät aufbrechen, und vorwärts marschiren bis Nachts um neun Uhr; und hernach brachten wir ohne Zelter, und beinahe ohne Infanteriewachen die Nacht unter offenem Himmel zu.

Auf dem Wege dahin sagte ein Offizier zum anderen: „Höre Bruder, morgen giebt's was! die Franzosen werden angegriffen; und wenn sie nur stehen, so sind sie morgen Abend alle in unsrer Gewalt.“ Sch — auch! — fing ein Soldat aus dem Trupp an — seht ihr nur zu, daß sie euch nicht kriegen; sie — kriegt ihr gewiß nicht! — Darauf fing der Offizier an zu fluchen, und wollte mit Gewalt wissen, wer so gesprochen hätte, um ihn zu bestrafen; da aber Niemand diesen verrieth, so schwur er bei seiner hohen Ehre, und daß ihn der Teufel in tausend Fetzen zerreißen sollte, wenn morgen die Spitzbuben nicht alle entweder todt oder gefangen wären!

Der Wind brauste diese Nacht fürchterlich, und es war gewaltig kalt. Waldung war dort in der Nähe nicht; wir liefen also schaarenweise in die Dörfer und holten was wir vorfanden, Stühle, Tische, Bettstellen, Fässer, Thüren, Wagen, Karren; kurz, wir schleppten, was von Holz uns in die Hände fiel, ins Lager, und machten Feuer wie in der Hölle. In den Dörfern selbst wurde Feuer in die Bauerhöfe getragen, und man zündete mit Strohfackeln in den Scheunen und Ställen herum.

Mehrere Dörfer sind in dieser garstigen Nacht durch den Brand sehr beschädigt worden, und eins derselben stand noch in vollen Flammen, als wir den andern Morgen um neun Uhr vorbeimarschirten.

Sobald der Tag anbrach, wurde abmarschirt. Es hatte erst geschienen, als wenn das Wetter sich halten würde, aber gegen sieben Uhr fing es heftig an zu regnen, und wir wurden bis auf die Haut naß. Dennoch ging der Zug weiter bis gegen die Höhen von Dampierre, worauf Dumouriez sich postirt hatte; und hier fiel die bekannte Kanonade vor, von welcher, glaube ich, Nachricht genug gegeben ist.

8. Begebenheiten nach der Kanonade bei Valmy.

Nach einem wechselseitigen Feuer von ohngefähr vier Stunden wurde abmarschirt, und wir zogen uns auf verschiedene Hügel, welche

wir besetzten. Es war entsetzlich kalt den Abend nach der Kanonade; der Wind ging scharf, und mit Regen vermischt — und wir mußten da unter freiem Himmel stehen, bis den anderen Tag gegen Abend, aus Furcht, Dumouriez möchte sich seines Vortheils bedienen, und uns angreifen. Zum Feuermachen fehlte es an Holz, also lief man in die hinten liegenden Dörfer, und holte da, was man von Holz vorfand, hieb die Bäume im Felde nieder, und machte große Feuer. Unser Bataillon war so glücklich, einige Wagen Brennholz zu erbeuten, welche für die französische Armee bestimmt waren.

Der Hunger quälte uns Alle; denn unser Brod war schon lange verzehrt; und wenn man so unter freiem Himmel in Kälte und Nässe kampiren muß, hat man immer mehr Appetit, als in der warmen Stube. Ebenso fehlte es uns an Wasser; die Nähe des Feindes ließ es nicht zu, es herbei zu holen, und so litten wir auch gewaltigen Durst. Gegen Tag sorgte der Himmel selbst für Wasser, denn es regnete gewaltig, und die Gräben füllten sich. Da aber hätte man die durchnäßten, hungrigen und schmuzigen Soldaten hinrennen und trinken, oder vielmehr saufen sehen sollen!

Dieser Tag war zwar unser Brodtag, aber wir hofften vergeblich auf Speise; unsere Brodwagen waren aus Furcht vor den Franzosen zurückgeblieben, und kamen erst spät am Abend. Der Hunger quälte uns jedoch nicht so sehr, als die immerwährende Furcht uns ängstigte, der Feind möchte uns angreifen.

Am dritten Tage nach der Kanonade änderten wir die Stellung unsers Lagers.

Als der Brodtag wiederkam, war kein Brod da. Es wurde daher bei der Parole — man denke doch an die Fürsorge! — befohlen, Weizen zu dreschen, ihn bis zum Zerplatzen zu sieden, mit Butter und Speck zu schmälzen, und dann zu essen. Das war nun so ein Stück von Parolebefehl, deren es in der Art mehrere gab — ein unausführlicher Befehl!

Weizen war zwar noch in den Dörfern, aber wo sollte man den dreschen? Der Koth war knietief, und darin drischt sich's gar übel! Und woher sollte man Speck, Butter und Salz nehmen, welches alles in der ganzen Armee nicht zu haben war? Kein Marketender war da, sogar der Jude war bei Grandprée zurückgeblieben; wer also sollte uns da das Nöthige zum Schmälzen besorgen? — Einige hatten jedoch

Weizenkörner und aßen sie ohne Salz und Schmalz vor lauter Hunger hinein.

Selbst im königlichen Hauptquartiere zu Hans war Mangel über Mangel; auch da war kein Brod, und an Leckerspeisen war vollends gar nicht zu denken. Dieser Mangel ward indeß dem französischen General bekannt, welcher dann frisches Obst und andere Dinge ins Hauptquartier schickte, um wenigstens den König von Preußen, seinen Feind, und dessen hohe Generalität, vor Hunger zu sichern.

Am allerlächerlichsten war der Parolebefehl wegen der Kreide. In Champagne giebt es ihrer viel, und nachdem man auf einen Hügel recht schöne entdeckt hatte, mußten Leute hin sie auszugraben, und nun wurde befohlen, daß man diese Kreide unter die Soldaten vertheilen sollte, mit dem Zusatz: „Se. Majestät, der König, schenke diese Kreide den Soldaten!" In Champagne, dort bei Hans, war freilich der Ort, wo man Hosen und Westen mit Kreide weißen sollte! Ja, wenn der Herr Jesus da gewesen wäre, und aus Kreide hätte Brod machen wollen!

Die Preußische Reinlichkeit hatte zwar schon längst aufgehört; aber bei Hans hätte man die Herren Preußen, die sonst so geputzten Preußen, Offiziere und Soldaten, schauen sollen! Die weißen Westen und Hosen waren über und über voll Schmuz, und noch obendrein vom Rauche gelb und rusig; die Kamaschen starrten von Koth, die Schuhe waren größtentheils zerfetzt, so daß manche sie mit Weiden zusammenbinden mußten; die Röcke zeigten allerlei Farben von weißem, gelbem und rothem Lehm, die Hüte hatten keine Form mehr, und hingen herab wie die Nachtmützen; endlich die gräßlichen Bärte — denn wer dachte da ans Rasiren! — gaben den Burschen das leidige Ansehen wilder Männer. Kurz, wenn die Hottentotten zu Felde ziehen, so müssen ihre Soldaten reinlicher aussehen, als damals wir. Die Gewehre waren voll Rost, und würden gewiß versagt haben, wenn man hätte schießen wollen.

Der Herzog von Braunschweig hatte indessen immer Unterhandlungen mit dem General Dumouriez, wobei Herr von Mannstein als Geschäftsträger gebraucht wurde. Als ich von diesen Unterhandlungen hörte, machte ich einmal in Beisein einiger Offiziere Bemerkungen darüber, und sagte auf die Aeußerung eines gewissen Herrn Lieutenants: „daß der General Dumouriez um Schonung bäte," ganz hitzig, daß die Reihe, um Schonung zu bitten, jetzt an uns wäre — daß unser

Karren so tief im Kothe stecke, daß wir Mühe haben würden, ihn nur halbweg mit Ehren herauszuziehen u. s. w.

Es ist ganz gewiß, daß der Herzog von Braunschweig, nothgedrungen, den ersten Vorschlag zum Waffenstillstand gethan und daß endlich der Herr Graf von Kalkreuth nach seiner ihm ganz eigenen Klugheit durch seine überzeugende und gewandte Beredtsamkeit bei Dumouriez und den übrigen fränkischen Heerführern so viel bewirkt hat, daß man die Preußen — abziehen ließ.

Es stand wahrlich bei den französischen Generalen, ob sie die Preußen abziehen lassen, oder ob sie dieselben gefangen nehmen wollten.

9. Rückzug.

Am 29. September, also an eben dem Tage — man merke das Dringende! — wo der Herr Graf von Kalkreuth mit Dumouriez Traktaten gemacht hatte, brach unsere Armee schon auf, und rückte zurück, oder vielmehr sie änderte nur ihre Position rückwärts, und am 30. ging's wirklich — zurück.

Das Wetter war anfangs recht gut, nämlich vom 29. an; allein am 3. October fiel wieder das Regenwetter ein, und nahm kein Ende, so lange wir noch in Frankreich uns schleppten. Den 4. October war ein ganz abscheulicher Marsch. Wir waren schon sehr früh aufgebrochen, aber der jämmerliche Weg hinderte das Geschütz, vorwärts zu kommen; also mußten wir den ganzen Tag, bis in die späte Nacht unterwegs bleiben, und uns von dem unaufhörlichen kalten Regen bis auf die Haut netzen lassen. Spät in der Nacht, ohngefähr nach zehn Uhr, kamen wir auf dem Platze bei Besancy an, wo wir unser Lager aufschlagen sollten, oder vielmehr, es kam nur ein großer Theil unsrer Armee dort an; denn gar sehr Viele waren zurückgeblieben, theils weil sie nicht mehr fortkonnten, theils auch, weil sie sich in der stockfinsteren Nacht verirrt hatten.

Den Tag nach diesem scheußlichen Marsche war Ruhetag; man mußte nämlich Halt machen, um den zurückgebliebenen Leuten Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Hier sah man das erste Mal Viele ohne Gewehr und Patrontasche ankommen. Die armen Leute hatten schon vollauf Mühe, nur ihren Körper fortzuschleppen, warfen also die Waffen weg, unter deren Last sie sonst hätten erliegen müssen. Einige schmissen sogar ihre Tornister fort. Der König selbst hat auf diesem

jämmerlichen Rückzuge allen Soldaten, die er durch Hunger, Kälte, Regen und Ruhr abgemattet, und wie Skelette gestaltet, einzeln unterwegs antraf, den Rath gegeben, ihre Gewehre wegzuwerfen, mit dem Zusatz: er wollte ihnen schon wieder andere schaffen. Eben dieses riethen den abgematteten Kriegern alle Generale und Offiziere, in deren Busen noch Menschlichkeit rege war.

Der Soldat im Lager ist gewöhnlich lebhaft und munter; er singt, und treibt sonst Allerlei, um die Zeit hinzubringen, und das Lästige sich zu vergessen. Aber in den Lagern, welche wir, besonders auf dem Rückzuge aus Frankreich, aufschlugen, herrschte Todtenstille; kein lautes Wort hörte man, wenn nicht hie und da Einer fluchte, oder mit seinem Kameraden zankte. Freundlicher Zuspruch war ganz außer Mode.

Wegen der schlechten Wege und des beinahe immer anhaltenden Regens konnte man nur ganz kleine Märsche von drei, vier, höchstens fünf Stunden machen, und doch brach man jedesmal mit dem Tage, oft auch noch vor Tage auf, und marschirte bis zur sinkenden Nacht. Kamen wir dann endlich an den Ort, wo das Lager sein sollte, so wurden die Zelter aufgestellt, freilich nicht so, wie bei der Revue zu Magdeburg oder zu Berlin, sondern, wie man nur konnte. Oft legten sich die Soldaten aus mehreren Zeltern zusammen in eins, und ließen die anderen unaufgeschlagen im Kothe liegen.

Waren die Zelter aufgeschlagen, so ging's in die Dörfer nach Stroh und Holz, und nach Futter für die Pferde; beiher wurde mitgenommen, was noch da war, und die entflohenen Einwohner nicht vergraben oder versteckt hatten. Alle Dörfer, bei denen die Armee gestanden hatte, wurden wüst und öde. Fand man in den Gärten noch Gemüse, so machten die hungernden Soldaten sie sich zu Nutze und kochten sie zum Kommißfleisch.

Das Elend wurde täglich größer; die Wege wurden immer schlechter, und die Mannschaft wie die Pferde, matter und kränker. Von Hans an bis nach Luxemburg war der Marsch der Preußen mit todten Pferden wie angefüllt; alle fünf Schritte lag so ein Thier, entweder schon todt oder doch dem Tode nahe. Manche hatte man auch, weil sie gar nicht mehr ziehen konnten, laufen lassen und sie dem Hungertode preisgegeben.

Unsre Lager sahen bei unserm Aufbruch auch hier noch immer aus, wie Begräbnißstätten, oder wie Spitalhöfe. Die ekelhaften blutigen Exkremente machten einen scheußlichen, und die da und dort lie-

genden Kranken und mit dem Tode erbärmlich Ringenden einen schrecklichen Anblick.

Auf den Wagen, worauf die Kranken transportirt wurden, fehlte es an aller Bequemlichkeit; die armen Leute wurden darauf geworfen, wenn sie sich nicht selbst noch helfen konnten, wie man die Kälber auf die Karren wirft, und damit war es dann gut. Niemand bekümmerte sich, ob so ein Kranker etwas unter dem Leibe oder dem Kopfe hatte, ob er bedeckt war oder nicht; denn die, welche sich um dergleichen hätten bekümmern sollen, waren meistens selbst krank, und hatten kaum Kräfte genug, sich fortzuschleppen. Starb einer unterwegs, so warf man ihn von dem Wagen auf die Seite, und ließ ihn unbegraben liegen. Oft warf man noch Lebende mit herunter, die dann aufs Jämmerlichste im Schlamme verrecken mußten.

Bald fing man an, die Munitionswagen zu verbrennen und die Kanonen einzugraben.

Die meisten Soldaten leerten auch ihre Patrontaschen aus, und warfen die Patronen weg; und dieses war ihnen um so weniger zu verdenken, da schon alles Pulver durch die anhaltende Näße ganz verdorben und unwirksam geworden war.

Das Gewehr, welches unsere Kavalleristen weggeworfen hatten, machten sich an diesem Tage die zusammengerotteten Bauern zu Nutze, fielen unseren Nachtrab an, schossen einen Husaren todt, und nahmen andere noch gefangen. Die Bauern wollten sich wegen ihrer ausgeplünderten Dörfer, und wegen ihres geraubten Viehes rächen. Ces mâtins de prussiens, riefen sie, payeront de leurs têtes nos vache et nos oignons; und damit schossen sie los. Die Arrieregarde der Preußen kam dadurch in große Unordnung. So sehr war unser Muth und Ansehen gesunken, daß elende Lothringer Bauern uns angreifen und zerstreuen konnten. Aber die französischen Husaren befreiten unsere Gefangenen aus den Händen ihrer Bauern, und schickten sie uns zurück.

Es war schon, ehe wir die Standquartiere verließen, befohlen worden, daß man besonders für gutes Schuhwerk der Soldaten sorgen, und hinlänglich dazu mitnehmen sollte, um die abgehenden gleich wieder ersetzen zu können. Aber unsre Herren hatten so für sich auskalkulirt, daß der ganze Krieg wohl nur ein Vierteljahr dauern könnte, und waren eben darum auch in Befolgung dieses Befehls sehr nachläßig gewesen. Die Folgen der Fahrläßigkeit in einem so äußerst wichtigen Punkte zeigten sich bald. In der ganzen Armee fingen die Schuhe, bei

dem scheußlichen Rückzuge aus der Champagne, auf einmal so an zu reißen, daß beinahe kein einziger Soldat gutes Schuhwerk noch hatte. Sogar die Offiziere trugen zerrissene Stiefeln, und die armen Packknechte gingen vollends gar barfuß.

Es war schändlich anzusehen, wie die Preußen da ohne Schuhe durch den Koth zerrten und ihre Füße an den spitzigen Steinen blutrünstig aufrissen. Viele hatten ihre zerrißnen Schuhe auf die Gewehre gehängt, andere trugen sie in der Hand, manche hatten Lappen und Heu um die Füße gewickelt, um sie vor den kleinen scharfen Steinen zu sichern.

Freilich wurde befohlen, daß alle Soldaten, welche das Schuhmacher-Handwerk verständen, und deren es bei allen Regimentern giebt, arbeiten, und die zerrissenen Schuhe wieder ausbessern sollten. Aber da war was auszubessern! Es fehlte bei den Meisten an Leder, Hanf und Pech! Ueberdieß denke man sich einen Schuster, der im Schlamme und in der Kälte arbeiten soll!

Der schlechte Zustand des Schuhwesens machte mehr scharfe meuterische Reden bei der Armee rege, als selbst der Hunger. Die Soldaten klagten laut, und brachen in Aeußerungen aus, welche zu jeder anderen Zeit wären bestraft worden; aber auf einem Rückzuge, wie unser Rückzug aus Frankreich war, mußten unsere Offiziere schon schweigen, und die Leute murren und schimpfen lassen nach Belieben.

Wie die Schuhe, so war auch die ganze übrige Montur; ein Haufen herumziehender Zigeuner sieht eben so reinlich und so ganz aus, als damals wir Preußen. Man besang uns sogar in einem Schimpfliede.

Unsre Armee kam endlich den 21. October auf deutschen Boden zurück, aber auch hier hatte das Elend und die Noth noch kein Ende. Wir lagerten uns in den Koth, und zwar ohne Lagerstroh, und doch sollten wir hier auf Ordre stehen bleiben!

Am ersten Ruhetage, den 22., desertirten einige Soldaten vom Regiment Woldeck. Man setzte ihnen nach, weil man ihre Spur wußte, aber die Nachsetzenden mochten sich wohl etwas zu weit verlaufen haben, und über die Grenze gekommen sein. Genug, sie stießen auf eine französische Patrouille, welche sie angriff und gefangen nahm. Einer von ihnen kam dabei ums Leben, und die Anderen wurden nach Longwy, welches den folgenden Tag gänzlich geräumt wurde, überbracht, aber bald zurückgeschickt, jedoch mit dem Vermelden des französischen Generals: daß man künftig, wenn wieder ein so anomalisches Verfol-

gen der Deserteurs Statt haben sollte, man die Nachsetzer nicht als Preußen, sondern als Störer der allgemeinen Sicherheit und Ruhe ansehen, und als solche behandeln würde. Das war freilich derb, und dient als Wink über die Qualität unseres Rückzugs.

10. Die Feldlazarethe.

Die unendlichen Krankheiten, besonders die Ruhr, welche unser unglückliches Militär auf diesem unseligen Feldzuge befielen, machten die Anlegung vieler Feldlazarethe nöthig. Zu Grandpré, Verdun, Longwy, Chatillon, Luxemburg, Trier, Coblenz, Wesel, Neuwied, Usingen, Frankfurt am Main, Höchst, Homburg, Friedberg, Gießen und noch an viel mehr Orten waren preußische Feldlazarethe, welche alle mit Kranken vollgestopft waren. Ich habe mehrere dieser Mördergruben selbst beobachtet, und was ich da gesehen habe, will ich dem Leser ehrlich mittheilen.

Ich hörte, daß mein Freund, der Unteroffizier Koggel, zu Longwy im Lazarethe krank läge; ich wollte ihn also besuchen, und ging hin und hinein, ohne von der Schildwache angehalten oder nur über etwas befragt zu werden. Dieses ließ mich gleich anfangs nicht viel Ordnung im Lazarethe selbst erwarten. Aber wie entsetzte ich mich, als ich gleich beim Eingange Alles von Exkrementen blank sah, und nicht einmal ein Fleckchen finden konnte, um unbesudelt hin zu treten. Der gemeine Abtritt reichte für so viele ruhrhafte Kranke unmöglich zu, auch fehlte es den meisten an Kräften, ihn zu erreichen, und Nachtstühle sah ich beinahe gar nicht. Die Unglücklichen schlichen also nur bis vor die Stube, und machten dann Alles hin, wo und wie sie konnten. Es ist abscheulich, daß ich sagen muß, daß ich sogar todte Körper in diesem Unflathe liegen sah.

Ich schlüpfte schnell durch ins erste beste Zimmer, aber da drängte sich mir auch sogleich ein solch abscheulicher mephytischer Gestank entgegen, daß ich hätte mögen in Ohnmacht sinken. Es war der Duft viel ärger, als wenn man ein Privet ausräumt, oder über einen vollen Schindanger des Sommers geht. An Räuchern dachte man gar nicht; auch wurden die Fenster niemals geöffnet, und wo hie und da eine Scheibe fehlte, da stopfte man die Oeffnung mit Stroh und Lumpen zu.

Das Lager der Kranken war dem Vorigen ganz angemessen; die meisten lagen auf bloßem Stroh, wenige auf Strohsäcken, und viele

lagen gar auf dem harten Boden. An Decken und andere zur Reinlichkeit dienliche Dinge war vollends nicht zu denken. Die armen Leute mußten sich mit ihren elenden kurzen Lumpen zudecken, und da diese ganz voll Ungeziefer waren, so wurden sie von diesem beinahe lebendig gefressen.

Ich stand da, und wußte nicht, was ich vor Mitleid und Aerger sagen sollte. Ich fragte endlich nach der Krankenpflege, erfuhr aber, daß hier außer ein Bissel Kommißbrod nichts vorfalle. An Arznei fehlte es beinahe ganz!

Ich wollte, wie man weiß, den Unteroffizier Koggel sehen, aber weder Feldscheer noch Krankenwärter konnte mir sagen, in welchem Zimmer ich ihn treffen könnte. So sehr fehlte es an aller besonderen Aufsicht! Sogar hörte ich einen sagen: „Wen hier der Teufel holt (er wollte sagen: wer hier stirbt), ist geliefert, kein Kukuk frägt weiter nach ihm."

In Trier sah ich noch mehr Gräuel! Die Lazarethe waren eben so schmuzig, die Pflege eben so elend, und die Lagerstätten eben so abscheulich, als in Longwy. Außerdem mußten noch vom 30. bis zum 31. Oktober mehr als 280 Kranke in Trier unter freiem Himmel auf der Gasse liegen bleiben; in den Hospitälern war für sie kein Platz mehr, und Niemand wollte sie in die Häuser aufnehmen, weil es allgemein hieß: die Preußen hätten die Pest. Es krepirten, ja, es krepirten diese Nacht mehr als 30 auf der Gasse.

Die andern Lazarethe, die ich weiter sah, waren alle von dieser Art. Der Hauptfehler der Preußischen Lazarethe ist, wie mich dünkt, in der Anlage selbst zu suchen. Die Aufseher sind lauter Leute vom Militär, ohne angemessene Erfahrung und Kenntnisse, und meist lauter solche, die sich da bereichern wollen. Ihre Besoldung ist schlecht, und doch kommen sie, wenn sie auch nicht lange darin sind, und blutarm hineinkamen, allemal mit vollem Beutel heraus. Es muß also an der Subsistenz der Kranken defraudirt und die ganze Einrichtung so konfus und unordentlich gemacht oder geführt werden, daß man die Defraudation nicht so leicht entdecken kann.

Bei dergleichen Einrichtungen pflegt Alles zusammen zu hängen, und für den gemeinschaftlichen Vortheil gemeinschaftliche Sache zu machen. Selten findet sich ein Mann von Rechtschaffenheit, der seinen Einfluß zur Verbesserung thätig machen möchte; und wenn er sich findet, so wird er bald unterdrückt.

Dem Könige wird freilich genug angerechnet; aber für die Kranken wird das Wenigste verwendet. Ich habe gesehen, daß Feldscheere und Krankenwärter den Wein fortsoffen, der für die Kranken bestimmt war, und die guten Essenzen selbst verschluckten. Zwei Menscher in Koblenz, welche den Feldscheeren zur Liebschaft dienten, verkauften den Reis aus dem Hospital, und die Kranken mußten hungern.

Die Krankenwärter sind Soldaten, welche bei den Kompagnieen nicht mehr fortkönnen, alte steife Krüppel, die sich zum Krankenwärter schicken wie das fünfte Rad am Wagen. Diese, deren theilnehmender Menschensinn durch den militärischen Korporalssinn abgestumpft ist, lassen den armen Kranken eine Pflege angedeihen, daß es eine Schande ist.

Für Reinlichkeit, dieses erste Hauptstück der Krankenpflege, worauf mehr ankömmt, als selbst auf die medizinische Verpflegung, wird so wenig gesorgt, daß ich Kranke weiß, denen die Hemden an dem Leibe verfault, und die von den Läusen dergestalt zugerichtet worden sind, daß sie tiefe Löcher am Leibe hatten.

Das Fleisch in den Lazarethen ist schon das elendeste, das man finden kann, und nicht selten stinkt es schon und hat Maden gezogen. Dieses elende Luder wird nun auf die elendeste Art zurecht gemacht, ganz unsauber in die Kessel geworfen, und oft kaum halb gar gekocht. Ebenso steht es mit dem Zugemüse; und was für Zugemüse? Ein wenig Reis und Gerste, nebenbei auch Rüben, Kartoffeln, Linsen, Erbsen, Bohnen u. dgl., für todtkranke Menschen!

„Wer in den Lazarethen nichts zuzusetzen hat, muß drin krepiren," ist ein so bekannter Satz bei der Preußischen Armee, daß jeder Soldat entweder durch eigene Erfahrung, oder doch durch die Erfahrung vieler Anderer davon überzeugt ist, und an dessen Wahrheit im Geringsten nicht zweifelt. Das mag aber doch eine treffliche Einrichtung sein, wo der kranke Feldsoldat Geld haben muß, um im Lazarethe, wo seine Gesundheit, die er für seinen Herrn zugesetzt hat, hergestellt werden soll, nicht Hungers zu krepiren! — Ich kenne Feldscheere, welche sich Geld geben ließen, damit sie dem gebenden Kranken die nöthige Hülfe leisten möchten, und welche den, der nichts geben konnte, liegen und krepiren ließen.

Aufsicht über die Kranken selbst fehlt eben so, wie die über die Feldscheere und Krankenwärter. Sie können beinahe thun was sie wollen. Daher saufen sie denn Branntwein, fressen Häringe und was sie

sonst haben können, und machen durch diese üble Diät die wenige Hülfleistung an sich noch vollends vergeblich.

Von den vorfallenden Diebereien in den Lazarethen mag ich gar nicht reden. Genug, wer etwas hineinbringt, muß wohl darauf Acht haben, daß es ihm nicht von den Krankenwärtern oder von den anderen Kranken gemauset wird.

Die Feldscheere, oder wie man sie seit einigen Jahren nennen soll, die Chirurgen, sind meistens Leute, welche gar wenig von ihrem Handwerke inne haben, und daher das Elend in den Spitälern durch ihre Unwissenheit und Unerfahrenheit noch vergrößern. Wer freilich sein Brod sonst verdienen kann, und nicht für das kindische Vergnügen ist, in Uniform einherzuschreiten, und ein Spießding an seiner Pfuscherseite herumzuschleppen, wird sich hüten, für den geringen Gehalt, den so ein Mensch zieht, den beschwerlichen Feldscheererdienst bei einer Kompagnie zu übernehmen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geismar, Martin von, 1820-1886

Die politische Literatur der Deutschen im achtzehnten Jahrhundert

Bd.: 3

Leipzig 1847

Germ.g. 144 d-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015768-9